

Ein Bericht
über eine Reise in das Gebiet des nördlichen Hindukusch
1975

**- oder über die angenehme und bequeme Art, von Chitral nach Gilgit zu
reisen -**

(mit zwei Kartenskizzen)

von

Legationsrat I. Klasse Dr. Herbert Hoffmann-Loss, Kulturreferent
der
Deutschen Botschaft Islamabad

Digitalisiert und mit einem Vorwort versehen
vom Verfasser
2013

Vorwort

„Wir machen im September eine trekking tour in den Hindukusch, übrigens auch zu Pferde“, eröffnete mir der Botschafter. „Einer muss hinterher den Bericht schreiben - die gegebene Aufgabe für den Kulturreferenten. Darum kommen Sie mit.“ Ich wandte ein, dass ich nicht reiten könne. Darauf der Botschafter: „Das lernen Sie dort.“

Wie man sieht, war Dr. Ulrich Scheske, Jahrgang 1914 (wenn ich richtig rechne), Botschafter in Islamabad seit 1973, ein Mann, der nicht viele Umstände machte, auch für sich selbst nicht, worüber er mir auf unserer Reise einmal überraschend Aufschluss gab:

Wir bewegten uns hoch oben im Hindu Raj-Gebirge quer über einen steilen Schutthang, der zu unserer Linken hunderte von Metern in die Tiefe stürzte. Der Botschafter ritt ein ordentliches Pferd, aber unsere einheimischen Begleiter rieten ihm immer wieder dringend abzustiegen. Doch er ritt ruhig weiter. Nachdem wir alle wohlbehalten den Hang passiert hatten, fragte ich ihn, warum er sich in solche Gefahr begeben habe. Darauf antwortete er: „Ich wollte sehen, ob das Pferd das schafft“, und fügte hinzu: „Ich habe mich im Kessel von Demjansk drei Wochen lang von meinem Pferd ernährt. Wer so etwas hinter sich hat, fragt sich später jeden Tag seines Lebens, warum er immer noch lebt.“ Er würde es als nur recht und angemessen empfinden, wenn es mit ihm bei solch einer Gelegenheit vorbei sein würde.

So führte ihn also auch die „Angenehme und bequeme Art, von Chitral nach Gilgit zu reisen“ (diesen Untertitel unseres Berichts hatte Scheske sich selbst ausgedacht) zurück zu den Schrecken jener endlosen Kesselschlacht südlich des Ilmen-sees, die im Januar 1942 begann. Wie so viele seiner Generation blieb er für immer vom Kriege gezeichnet, auf seine besondere Weise. Für mich steht dabei fest, dass es ohne diesen Botschafter zu einer solchen Reise – und ich zu ihr – schwerlich gekommen wäre.

Zur Vorbereitung auf das Unternehmen verordnete Scheske uns einen Übungsmarsch, und zwar auf die Margalla Hills, die sich unmittelbar hinter und über unseren Häusern in Islamabad erhoben. Er dachte dabei weniger an sich selbst - er war sportlich und ritt jeden Morgen aus -, als an Hauptfeldwebel Sawatzki vom Militärattachéstab, den Dritten im Bunde, sowie an mich. Schließlich sollte es von unseren Schreibtischen im tropischen Spätsommer Nordpakistans direkt in zivilisationsfernes Gebirge gehen.

Über dieses Abenteuer von ein paar Stunden notierte ich anschließend in meinem Tagebuch:

„Um sechs Uhr früh ging es los, von einer Wegeinmündung oberhalb der Constitution Avenue. Der Botschafter meinte, der Spaziergang auf den 500 m höher ge-

legen den nächsten Gipfel plus Rückmarsch würde zweieinhalb Stunden brauchen. Wir hatten kein Wasser und nichts zu essen dabei. Zunächst ging alles sehr gut. Herrliche Ausblicke über die grünen und zum Teil bewaldeten Höhen. Die morgendliche Feuchtigkeit war enorm, und wir verloren unglaubliche Mengen Flüssigkeit durch Schwitzen. Dann, beim Abstieg, wollte Scheske nach seiner Weise „auf Luftlinie“ absteigen. Prompt landeten wir in einer unpassierbaren Wand, wodurch wir viel Zeit und Kräfte verloren. Bald waren meine Reserven vollkommen verbraucht. Schon in Sichtweite des [tief unten zu unseren Füßen] wartenden Botschafterwagens ließ mich ein Mangelkollaps in den nächsten Busch sinken. Es war mittlerweile halb elf und schon große Hitze, kein Schatten am Hang. Ich glaubte, ich müsse sterben, ein grauenhaftes Gefühl. Untere Arme und Beine wurden steif und wie eingeschlafen. Kopf und Brust blieben frei, trotzdem Todesangst. Scheske sehr erschrocken... Langsam konnte ich mich wieder in Marsch setzen. Dann kam auch Fahrer Akhtar [der schließlich bemerkt hatte, wie es dort oben um uns stand] mit Getränken. Man fuhr mich nach Hause. Lag bis nachmittags im Bett, trank unendlich viel - und war wiederhergestellt... Auch Sawatzki war am Ende gewesen. Er hatte seine Schäferhündin, die uns begleitet hatte, das letzte Stück tragen müssen und laborierte an einer fürchterlichen Blase am Fuß.“ Dem Botschafter hatte die Strapaze offenbar nichts ausgemacht.

Es gab lebhaften Protest unserer Frauen, die sogar mitzureisen verlangten, damit die Vernunft eine Chance bekäme. Aber das war natürlich ganz und gar unmöglich. Frau Scheske, eine mütterliche Österreicherin, erzählte mir im Vertrauen, das Herz ihres Mannes habe bei seinen Gewaltunternehmungen schon manches Mal ausgesetzt. Ich möge doch bitte auf uns alle ein wenig aufpassen. Doch das war gut gesagt.

Unterdessen hatte Sawatzki auf Weisung des Botschafters für alle praktischen Dinge bestens gesorgt, nicht zuletzt für das reichliche Geld für alle die Jeeps, Fahrer, Träger, Pferde, Trinkgelder usw. Darüber wurden nicht viele Worte verloren. Sein Chef, der Militärattaché, war nach meiner Erinnerung abwesend, auf Urlaub oder versetzt.

Vor allem aus einem einfachen Grunde brauchten wir dabei nicht zu besorgen, uns allzu sehr schinden zu müssen oder in wirkliche Not zu geraten: Es handelte sich ja um die Reise eines Botschafters, zudem in ein noch tief von angestammter Feudal- und britischer Kolonialherrschaft geprägtes Gebiet. Die Mehtars in Chitral und die Rajas in der Gilgit Agency waren von der pakistanischen Regierung zwar ihrer alten Herrschaftsstellung entkleidet, aber noch immer einflussreich und würden es sich eine Ehre sein lassen, dem Botschafter und seiner Begleitung alle Hilfe zu gewähren. Wir hatten deshalb auch keine besonderen Wünsche an das Außenministerium in Islamabad heranzutragen brauchen - was diesem ebenso recht war wie uns.

Dennoch war das Hinduraj-Gebirge mit seinen etlichen noch unbestiegenen Sechstausendern und dem immerhin 4500 m hohen Thui-Pass, den wir im letzten Teil unserer Reise überquerten, eine besonders wilde und gletscherstarrende Gip-

felregion des westlichen Himalaya. Durch Google Earth kann man sich heute eine eindringliche Vorstellung davon verschaffen. Was wir damals nicht wussten: Keine zwei Monate vor uns war die Schweizer Thui-Expedition 1975 zur Erstbesteigung des Thui Zom in der Passgegend gewesen (und an diesem Gipfel gescheitert, wie übrigens Jahre vor ihr auch eine japanische Expedition). Der Bericht der Schweizer im Internet bietet – neben eindrucksvollen Aufnahmen – eine lebendige Darstellung, u. a. auch von den mancherlei Tücken der pakistanischen Bürokratie, die uns dagegen, als VIP-Reisenden, erspart blieben.

Ich habe von den gewaltigen Schönheiten des Hinduraj nicht viel mitbekommen. Mein Reisebericht lässt allenfalls ahnen, wie sehr Sawatzki und ich bei der Überquerung des Thui-Passes mit unseren physischen Beschwerden beschäftigt waren. Sawatzki, seit dem Vortage offensichtlich höhenkrank, war zusammen mit den Packpferden weit zurück geblieben, bei denen sich leider auch unsere Medikamente befanden. Ich selbst hatte noch unterhalb der Passhöhe heftige Kopfschmerzen bekommen und schleppte mich in der Mitte mühsam über den schuttbedeckten Gletscher voran. Der Botschafter marschierte allein weit voraus, ohne sich umzusehen und manchmal durch aufgekommenen Nebel und Nieselregen außer Sichtweite. Ich entsinne mich, dass ich ihn fortwährend heftig verwünschte – was mir aber anscheinend gut tat, denn es hielt wohl meinen Kreislauf in Gang. Schließlich blieb Scheske stehen, ich holte zu ihm auf und machte ihm empörte Vorhaltungen. Er kramte indes nur in seinem Anorak, förderte zwei Kopfschmerztabletten zutage und bemerkte lakonisch: „Meine Frau steckt mir immer solches Zeug in die Taschen.“ -

Nach unserer Rückkehr besuchte – lange angekündigt – der Inspekteur des Auswärtigen Amtes die Botschaft Islamabad. Es traf sich, dass er im Vorführraum inmitten unserer Leute Sawatzkis Filmvorführung über unsere Reise zu sehen bekam - dem Botschafter wäre es nicht eingefallen, zu versuchen, dies zu verhindern. Ich entsinne mich, dass da u. a. ich selbst zu sehen war, wie ich rittlings auf zwei Baumstämmen über einen reißenden Gebirgsfluss rutschte, mich mit den Händen voranziehend, und wie wir uns auf der Außenkante eines in großer Höhe in eine Felswand geschlagenen Bewässerungskanals entlang bewegten, mit den Gesichtern zur Wand und den Rücken zum Abgrund, ich selbst, ewig von Schwindel geplagt, vorn und hinten an den Händen gefasst von zwei anderen. Irgendwann wurde es dem Inspekteur zuviel. Stumm und eiligen Schrittes verließ er den Raum.

Vermutlich bekam Scheske hinterher einiges von ihm zu hören, auch bezüglich der unorthodoxen Finanzierung des Unternehmens. Man kann sich jedoch vorstellen, dass er die amtlichen Vorwürfe mit gewohnter Gelassenheit entgegennahm. Letztlich war die behördliche Langmut gegenüber einem notorischen Haududen auf seinem letzten Posten groß, und der wusste das natürlich. Im übrigen war die Reise ja auch gut ausgegangen, und sie war – nicht weniger wichtig für beamtete Augen – ersichtlich keine Lustreise gewesen. -

Was Scheske anging, so beschäftigte er das Amt gelegentlich auch weiterhin. So machte er den Bonnern wiederholt Vorschläge zur Verbesserung der Sicherheit von Botschaft und Residenz, nicht zuletzt durch aufwendige Baumaßnahmen. Solche Anregungen wanderten daheim wahrscheinlich sofort zu den Akten. Schließlich aber schreckte er das Amt mit dem Antrag auf eine Maschinenpistole für seine Schreibtischschublade auf. In unserer Morgenrunde erzählte er dann spottend von dem streng ablehnenden Bescheid, den er daraufhin postwendend erhalten hatte.

Unvermutet aber verhalf Botschafter Scheske dem Amt zuletzt noch zu Ruhm. Er hatte mit seiner Erwartung einer zunehmend prekären Sicherheitslage in Islamabad ganz richtig gelegen, wie sich wenige Jahre später – ich war längst nicht mehr an der Botschaft – zeigen sollte. Im November des Umbruchjahres 1979 im Mittleren Osten bewegte sich in Islamabad unversehens ein aufgebrachter Mob auf die amerikanische Botschaft zu. Scheske war damals seit Langem Doyen des diplomatischen Corps und hatte deshalb die Aufgabe, unverzüglich beim pakistanischen Außenministerium zu demarchieren. Er ließ sich jedoch zusammen mit unserem Militärattaché – ein Draufgänger auch er - zuerst zur US-Botschaft fahren, stellte sich mit ihm vor deren Gittertor und versuchte, die wütende Menge davon abzubringen, die Botschaft zu stürmen. Vergebens. Rasch wurde es für die beiden so gefährlich, dass sie schleunigst davonfahren mussten. Scheske begab sich dann zu seiner Démarche ins Außenministerium. Unterdessen drang die Menge in das Gelände der US-Botschaft ein und setzte sie in Brand, wodurch drei Marines umkamen.

In Washington war man beeindruckt und bewegt von dem spontanen deutschen Akt der Solidarität mit den USA in einer für sie schwieriger gewordenen Welt. Außenminister Cyrus Vance schrieb einen Brief an Genscher, mit dem er sich für das mutige Verhalten seines Botschafters in Islamabad bedankte.

Reisebericht¹

Vom 10. bis 24. September 1975 unternahmen Botschafter Dr. Ulrich Scheske, Hauptfeldwebel Bernd Sawatzki vom Militärattaché-Stab und der Berichterstatter eine etwa 350 km weite Reise von Chitral (-Stadt) über Mastuj, das Yarkhun-Tal und den Thui-Pass nach Yasin, Gupis und schließlich nach Gilgit, um sich einen Eindruck von Land und Leuten in diesen nördlichsten und abgelegensten Berggebieten Pakistans zu verschaffen.

Der erste Abschnitt unserer „trekking tour“ im Jeep, zu Pferde und zu Fuß sollte uns in das Gebiet der Kalash führen, einer kleinen Bevölkerungsgruppe, die sich ihre altertümliche vor-islamische Religion bewahrt hat und südwestlich der Stadt Chitral an der Grenze nach Afghanistan in schwer zugänglichen Bergtälern lebt. Im zweiten Teil wollten wir uns - nach unserem ursprünglichen Plan - etwa 300 km weit von Chitral(-Stadt) über den 3800 m hohen Shandur-Pass nach Gilgit fortbewegen, wobei der Großteil der Strecke im Jeep, das mittlere Stück über den Pass aber auf jeden Fall zu Fuß oder zu Pferde zu bewältigen war.

Die Gebiete von Chitral und Gilgit sind nach Nordwesten und Norden, wo sie an Afghanistan, die Sowjetunion und China grenzen, durch schwer überwindliche Gebirgspässe abgeriegelt. Mit dem südlich gelegenen übrigen Pakistan sind sie nur durch kaum befestigte und nicht ganzjährig passierbare Landwege verbunden. Die bis vor wenigen Jahren auch politisch noch recht selbstständigen Berggebiete haben sich trotz zunehmender Eingliederung in das pakistanische Staatsgebiet bis heute einen eigenen Charakter bewahrt. Während die 150.000 Einwohner des Gebiets von Chitral heute von der Hauptstadt der Nordwest-Grenzprovinz, Peshawar, aus regiert werden, ist das eigentlich zu Kaschmir gehörende Gilgit in Fortsetzung britischer Verwaltungstradition noch immer eine eigene „Agency“.

Die Nachkommen der zahlreichen einheimischen Fürsten, der „Mehtars“ von Chitral und der „Rajas“ in der Gilgit Agency, denen bis 1972 noch administrative Funktionen belassen waren, sind heute jeder Macht, wenn auch nicht ihres Grundbesitzes, entkleidet, verfügen aber noch immer über einigen Einfluss. Die Unterstützung, die wir von ihnen empfangen, sollte erheblich zum Gelingen unseres Unternehmens beitragen.

Die Reise war ursprünglich für Mai/Juni 1975 geplant, aber schwere Regenfälle hatten damals wesentliche Straßen in Chitral zerstört.² Auch für den zweiten Ter-

¹ mit einigen nachträglichen Fußnoten von 2013

² vor allem die über den Lowari-Pass, die einzige Straßenverbindung nach Chitral, weshalb wir schon aus diesem Grunde das Flugzeug hätten nehmen müssen.

min im September, nach dem vermutlichen Ende der Regenzeit, sah es zunächst nicht gut aus. Ungewöhnlich lange vorherrschendes Monsunwetter hatte zwar nicht die Flugverbindung von Islamabad nach Chitral, aber die für uns ebenso wichtige von Gilgit zurück nach Islamabad wochenlang unterbrochen. Vor und hinter dem Shandur-Pass war die Straße angeblich unpassierbar. Der Polizeibeamte und Fremdenführer Ghulam Mohammed Baig aus Gilgit, unter dessen Führung wie die Reise unternehmen wollten, konnte deshalb weder auf dem Luft- noch auf dem Landwege rechtzeitig zu uns stoßen. Zuverlässige Informationen über Wetter- und Wegeverhältnisse in diesen Gegenden waren wie immer schwer zu erhalten.

Als wir am **10. September** aufbrachen und die Fokker 27 „Friendship“ nach Peshawar bestiegen, um von dort weiter nach Chitral zu fliegen, war alles ungewiss. Über den Margalla Hills bei Islamabad brauten, seit Wochen schon, gewittrige Monsunwolken. Ob wir nach Chitral weiterfliegen könnten, würde man uns erst in Peshawar sagen können.

Auf unser Glück vertrauend, hatten wir dennoch sämtliches Gepäck mitgenommen, das für den geplanten Umfang der Reise erforderlich war. Es bestand im wesentlichen aus je einer ungefügen „bed roll“, dem Gepäckstück des Subkontinents für größere Reisen. Jeder führte einen Schlafsack, eine Luftmatratze und einen Vorrat an vorgekochten Gerichten in Dosen („army rations“, die Sawatzki von amerikanischen Militärkollegen besorgt hatte) mit. Zu unserer Ausrüstung gehörte außerdem ein Primuskocher samt Zubehör, ein prall gefüllter Medikamentenkoffer für Samariterdienste, eine Kasse, die u. a. aus dicken Bündeln von Ein-Rupien-scheinen bestand, sowie ein Vorrat von billigem Schmuck aus dem Basar von Rawalpindi.

In Peshawar empfing uns der bemühte Flughafendirektor mit der guten Nachricht, unserem Weiterflug nach Chitral stehe nichts entgegen, und schleuste uns sogleich in die nächste Fokker, die wenig später nach Chitral-Stadt abflog. Die grüne und wasserreiche Ebene nördlich von Peshawar hinter sich lassend, stieg die Maschine bald in das verkarstete Gebirge um den 3000 m hohen Lowari-Pass auf.

Auf dem nördlich von Chitral-Stadt im Kunar-Tal gelegenen Flugplatz erwartete uns strahlende Sonne und ein warmer, trockener Wind. An schlechtes Wetter sollten wir vorerst nicht mehr zu denken brauchen.

Am Flugplatz wurden wir von Mr. Mohammed Akram, dem örtlich zuständigen Vertreter der Pakistan Tourism Development Corporation (PTDC), empfangen, mit der wir in Rawalpindi die Reisevorbereitungen besprochen hatten. Außerdem aber empfing uns der Major Shahzada („Prinz“) Khush Ahmed ul-Mulk, einer der zahlreichen Söhne des letzten bedeutenden Mehtars („Herrscher“) von Chitral, Shuja ul-Mulk, der bis 1936 Chitral regiert hatte. Die Familie rühmt sich der Ahnherrschaft Timur Lenks, der auch Vorfahr Baburs war, des Gründers der Mogulherrschaft in Indien. Die Nachkommen Shuja ul-Mulks sind wie die übrigen Fürstenfamilien der Hochgebirge Anfang der 70er Jahre von der pakistanischen Zen-

tralregierung ihrer letzten Herrschaftsrechte entkleidet worden. Die Familienmitglieder leben aber zumeist noch angesehen und leidlich begütert bei ihren früheren Untertanen in Chitral. Unser Major war Grundherr von Ayun, einem 15 km südlich von Chitral-Stadt gelegenen ländlichen Flecken und Zugangsort für die Kalash-Täler. Mit ihm hatten wir ebenfalls wegen der Reise korrespondiert. Er sollte sich bald als guter Helfer und Freund erweisen. Wir verabredeten uns mit ihm für den folgenden Tag in Ayun.

Der uns von PTDC zur Verfügung gestellte Jeep brachte uns und unser Gepäck ins Tirich Mir View Hotel. Der Besitzer, ein freundlicher jüngerer Mann, wirkte ungleich zivilisierter als sein schön über dem Kunar River, dem Fluss von Chitral, gelegenes, aber primitives Hotel, dessen Einrichtung und Zustand er kaum besondere Aufmerksamkeit schenkte. Während der Nachtstunden brannte trübes elektrisches Licht, übrigens das letzte, dass wir bis gegen Ende unserer Reise zu sehen bekamen. Für den Fall jedoch, dass man es löschen wollte, erteilte uns unser Wirt den Rat, die Birne an der Decke herauszuschrauben: Schalter waren nicht vorhanden. In Toilette und Bad herrschte ohnehin barmherziges Dunkel. Rührend bemüht waren der Hausherr und seine Gehilfen dagegen um unsere Beköstigung. Während sie die Schüsseln auftrugen, schmachtetten sie selbst unter dem Abstinenzgebot des Fastenmonats Ramazan, wie auch alle unsere späteren Gastgeber.

Wie der Name des Hotels es versprach, erhob sich die majestätische Schneekulisse des Tirich Mir, des höchsten Hindukusch-Gipfels (7690 m), in der Ferne über dem Fluss von Chitral. Dieser Fluss, der bedeutendste Wasserlauf der Region südlich des Hindukusch-Kammes, trägt hier in seinem Unterlauf den Namen Chitral oder Kunar River. Im äußersten Süden von Chitral verlässt er Pakistan und vereinigt sich bei Jelalabad in Afghanistan mit dem Kabul River (der wiederum in den Indus und damit nach Pakistan zurück fließt). Nördlich von Chitral-Stadt bis Mastuj wird er gewöhnlich als Mastuj River bezeichnet. Dem Laufe dieses Flusses sollten wir für einen großen Teil unserer Reise folgen.

Ein abendlicher Rundgang durch die verschlafene Stadt führte uns zu dem größeren Plateau über dem Fluss, auf dem sich unter turmhohen Platanen die weißen Kuppeln und Minarette der Moschee im malerischen indischen Stil und neben ihr der Herrschersitz der Mehtars von Chitral erheben. Im Hof der Moschee versammelten sich unter einem bunten Zeltdach die Beter zur Andacht, nachdem sie am vorüberfließenden Bach ihre Waschungen vollzogen hatten.

Das Schloss der ehemaligen Herrscher, in seinem äußeren Teil eine imposante, aber wenig solide gebaute Anlage der Jahrhundertwende, geht hinter seinen - nach der Bauweise der Gegend mit vielen Holzbalken verstärkten - äußeren Mauern und seinem dekorativen Torbau raschem Verfall entgegen. In seinem Inneren birgt es jedoch die viel ältere wehrhafte Burg der früheren Herrscher. Niemand verwehrte uns den Eintritt zu dem vernachlässigten Innenhof, wo britische Kanonen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg an die enge Verknüpfung der Geschichte der ehemaligen Fürsten von Chitral mit den Briten erinnern. Diese hatten Shuja ul-Mulk, den letzten bedeutenden Mehtar, 1895 als ganz jungen Mann zum

Herrscher gemacht, als das Haus nach der Ermordung seines Vorgängers in blutigen Nachfolgekämpfen unterzugehen drohte.

In der einförmigen Ladenzeile des Basars waren die Läden geschlossen. Die Besitzer sahen dem allabendlichen Fastenbrechen entgegen. Als schließlich das ersehnte Signal ertönte, bat uns voll Freude darüber ein Tankstellenmann vor dem Ort zu sich herein und reichte uns scharf gewürztes Backwerk und Tee.

Nach der Rückkehr von unserem Rundgang erwartete uns auf der Hotelterrasse der Assistant Commissioner von Chitral, Mazhar Ali, ein wohlgenährter Mann in hellblau wallender Gewandung, nebst Begleitern. Ein karges Höflichkeitsgespräch entspann sich, bei dem der ebenfalls mitgebrachte Chef der Polizei hinter einer Zeitung verborgen blieb, offenbar, weil er mit uns nichts anzufangen wusste. Uns war es recht.

Bemerkenswerter war unser auf den späteren Abend vereinbarter Besuch in der Residenz des Deputy Commissioners von Chitral, Rustum Shah Mohmand, eines gepflegten jungen Herrn von diskreter Melancholie. Deren Ursache tat er uns bald kund: Seine in der Provinzhauptstadt Peshawar begonnene Karriere habe ihn leider vorübergehend in diese entlegene Gegend mit ihrer abscheulich zänkischen und querköpfigen Einwohnerschaft geführt. Aus dem Munde eines Mohmand-Pathanen klang ein so hartes Urteil über die freundlichen Chitralis recht sonderbar. Es bestätigte aber nur die gründliche Abneigung, die Chitralis und Pathanen³ füreinander hegen. Wir wussten auch, dass die Leute von Chitral ihn als harten und rücksichtslosen Herren hassten. Uns gegenüber zeigte sich Rustum Shah jedoch als zuvorkommender und gut unterrichteter Gesprächspartner, der einer ernsthaften Unterhaltung nicht abgeneigt war. Er erzählte uns, dass das Gebiet von Chitral mit seinen 150.000 Einwohnern bereits erheblich überbevölkert und weitgehend auf die Versorgung mit Nahrungsmitteln, insbesondere Brotgetreide, aus dem übrigen Pakistan angewiesen ist. Als studierter Ingenieur hielt er den Ausbau der Straße über den Lowari-Pass zu einer ganzjährig offenen Allwetterstraße für durchaus möglich und zur Verbesserung der Verkehrsverbindung dringend erforderlich. (Der Premierminister hatte jedoch soeben den Bau eines über 8 km langen Straßentunnels unter dem Lowari verfügt, ein Unternehmen, das wenigstens 10 Jahre beanspruchen wird.)⁴

Am **11. September** brachen wir unter Zurücklassung unseres meisten Gepäcks im Hotel nach Ayun und zu den Tälern der Kalash auf. Der wenig tüchtig scheinende Mr. Akram von PTDC hatte Weisung, uns zu begleiten, konnte uns aber schwerlich von Nutzen sein. Wir wurden schnell mit ihm einig: Er hatte ein lästiges

³ gleichbedeutend mit „Pashtunen“. Aus ihnen sollten sich später die Taliban rekrutieren.

⁴ Das war mit gebotener Zurückhaltung ausgedrückt. In Wahrheit waren bei den Regierenden Tunnelbauprojekte vor allem wegen der zeremoniellen Anstichsprengung sehr beliebt und deshalb zahlreich: Es krachte eindrucksvoll, die anwesenden Staatsgrößen waren in der bunten Shamiana, dem obligaten Festzelt, zu bewundern, es gab Fotos und Berichte in der Presse. Das war es dann, und dabei blieb es. Die Folge war leider, jedenfalls im Falle des Lowari-Passes, dass die unzureichende Passstraße bis auf weiteres nicht ausgebaut wurde.

Fieber und ließ sich gern raten, lieber im Bett zu bleiben. Energischer Worte und zuletzt einer schriftlichen Erklärung, dass wir die Verantwortung für uns selbst übernahmen, bedurfte es dagegen, um einen mürrischen Schutzmann davon abzuhalten, sich samt seiner Flinte ebenfalls in unseren Jeep zu zwängen. Er hätte uns die friedlichen Kalash gewiss außer Schussweite gehalten.

Major Khush Ahmed ul-Mulk empfing uns in seinem schönen Landsitz auf einer Anhöhe über den gepflegten Ländereien seines Dorfes Ayun. Jenseits des Kunar River erhob sich eine mächtige Bergwand und flussauf leuchtete weiß der Tirich Mir.

Auf der Veranda des Hauses trafen wir zum zweiten Male den sonderbaren Abenteurer Josef Steinfeld, der uns schon auf dem Flugplatz begrüßt hatte. Sohn deutsch-jüdischer Emigranten in New York (der außer Deutsch und Amerikanisch auch ein wenig Neu-hebräisch sprach), war er laut Visitenkarte exklusiver Fremdenführer „only for the adventurous few – by horse, camel and raft“ und in dieser Eigenschaft tätig für die Firma Cook´s. Zur Zeit sah er allerdings seinem nächsten Gefängnisaufenthalt entgegen. Wenn ein Ausländer, so erläuterte er sein Missgeschick, sich hier oben weder für Haschisch noch für Polo interessiere, sondern für entlegene Gebirgswinkel und sie besser kenne als die Einheimischen, dann sei er eben ein CIA-Agent, mit dem sich die hiesige Polizei viel lieber befasse als mit den Tadschiken, die von Norden her illegal über die Hochgebirgspässe einsickerten. Ganz abwegig klang das nicht.

Josef Steinfeld war es, der uns erstmals auf den Thui An („Thui-Pass“) aufmerksam machte und uns die Route über diesen nördlicher gelegenen 4500 m hohen Gletscherpass auf der Karte zeigte.

Doch zunächst zogen wir in die Täler der Kalash, und zwar als erstes in das Bumboret-Tal. Der Jeep sollte uns auf den davor liegenden Bergrücken hinauffahren, auf dessen Gipfel die Straße enden und man den Weg zu Fuß fortsetzen würde. Der Major hatte uns zwei tüchtige Träger besorgt, die dann wie alle späteren mit erbärmlichem Schuhwerk an den Füßen viele Meilen weit unser schweres Gepäck trugen, ohne sich, wegen der Fastenzeit, auch nur eine Zigarette erlauben zu dürfen.

Die Straße war freilich schon weit unterhalb des Gipfels den Hang hinab gestürzt, und der Jeep musste umkehren. Für uns begann dadurch gleich eine anstrengende Kletterei - ein Vorgeschmack bevorstehender Strapazen. Oben angekommen, wurden wir durch den Rundblick in eine vollkommen kahle, aber farbenreiche Bergwelt entschädigt. Beim Abstieg auf der anderen Seite öffnete sich alsbald das tief in Bergzüge eingebettete grüne Tal von Bumboret.

Am frühen Nachmittag zogen wir bereits inmitten überall zur Bewässerung des Tales angelegter Wasserläufe, grün leuchtender Maisfelder und im Schatten hoher Nussbäume zu dem etwa in der Mitte des Bumboret-Tales gelegenen Orte Bruhn hinauf. Am Wege schauten uns die Kalash nach, nicht nur die wie fast al-

lerorts unscheinbar gewandeten Männer, sondern ebenso viele Frauen und Mädchen jeden Alters in ihren malerischen Trachten. Den islamischen "Purdah", die Abschließung der Frau hinter Schleier und Häusermauern, kennen die Kalash nicht. Die seltsam elegant geschwungene und durch den Schmuck vieler kleiner Kaurimuscheln auffallende Haube der Kalash-Frauen, die außerdem von einer kecken Quaste über der Stirn gekrönt wird, gehört zur ständigen Tracht schon der kleinen Mädchen und steht in eigentümlichem Kontrast zu der grob zusammenge nähten, einer schwarzbraunen Kutte ähnelnden übrigen Gewandung. Weiße Hautfarbe und ein europäischer Typus sind - wie in der gesamten Nordregion - keine Seltenheit und stellen im übrigen die Forschung vor die Frage nach ihrer Herkunft (man bringt sie mit der ersten Welle der indo-europäischen Ausbreitung nach Iran und Indien vor 4000 Jahren in Verbindung.)

Die Kalash sind "Kafiren" (arabisch „Ungläubige“) wie bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts auch die gesamte mit ihnen verwandte Bevölkerung von Nuristan im westlich angrenzenden Afghanistan. Einzelne Gottheiten und Kultgebräuche ihrer „heidnischen“ Religion weisen auf die Zeit der indo-arischen Einwanderung nach Indien zurück. Die Sprache der Kalash gehört mit den Sprachen der meisten östlich benachbarten Bevölkerungsgruppen dem Kreis der dardischen Sprachen an, einer zum Indischen gehörenden Sprachgruppe mit besonders altertümlichen Zügen.

Als letzte Nachkommen einer versunkenen Völkerwelt sind die Kalash für die Forschung von großem Interesse. Sie selbst, wie auch andere Völkerschaften Nordwest-Pakistans, führen sich gern auf die griechischen Soldaten Alexanders zurück, und daran, d. h. an einer historischen Beziehung zur indo-griechischen Mischkultur des Hellenismus, mag durchaus etwas sein. Zu den Kauri-Muscheln der weiblichen Kopfzier erzählte uns Sardar ul-Mulk, nach der eigenen Legende der Kalash hätten sie mit diesem Meeresschmuck Bekanntschaft gemacht, als sie noch das gesamte südliche Land bis zum indischen Ozean beherrschten. Darin dürfte die Erinnerung an eine Zeit fortleben, in der die Kalash noch nicht in diesem Rückzugsgebiet saßen, sondern Teil einer ausgedehnten vorislamischen Kulturwelt waren.

Vor 1000 Jahren drang der islamische Eroberer Mahmud von Ghazni vom Iran und von Afghanistan aus nach Nordwestindien ein, und die "Kafiren" des Hindu-kusch-Gebiets wurden allmählich von der zunehmend islamisierten Außenwelt abgeschnitten. Wie aber die Heldenlieder der kriegerischen Kalash berichten, beherrschten sie noch im 15. und 16. Jahrhundert große Teile von Chitral. Das Ende des benachbarten „Heidenlandes“, des afghanischen „Kafiristan“, war seine Eroberung und Islamisierung mit Feuer und Schwert durch den Afghanenherrscher Abdurrahman im Jahre 1896, worauf es seinen heutigen Namen Nuristan („Land des Lichts“, d. h. des Islam) erhielt. Als namhafte heidnische Bevölkerungsgruppe übrig blieben danach nur noch die Kalash in ihren Tälern Bumboret, Rumbur und Birir. Die Mehtars von Chitral, auch sie Feinde der Afghanenherrscher, gewährten ihnen gegen besondere Steuern und Leistungen ihren Schutz. Heute entrichten die Kalash ebenso wie die Moslems von Chitral den Zehnten ihrer Felderzeugnisse an

die pakistanische Regierung. Übrigens war auch unser Major der freundlichen Haltung seiner Vorfahren gegenüber den Kalash treu geblieben und beklagte ihren bevorstehenden Untergang.

Dem heute⁵ ebenso friedlich wie unaufhaltsam vordringenden Islam haben die gegenwärtig noch zwei bis dreitausend Kalash kaum mehr als ein eigenes Kulturbewusstsein entgegenzusetzen. Für die Aufzeichnung ihrer noch unlängst reichen mythologischen Tradition ist es weithin zu spät. Die im ganzen Orient einzigartigen und sicher auch nicht in diesen abgelegenen Bergtälern entwickelten rätselhaften Großskulpturen aus Holz, Krieger zu Fuß und zu Pferde zeigend, an denen die Täler noch vor Jahrzehnten reich waren, sind verschwunden und über Sammlungen und Museen der Welt verstreut. Anderes wurde von den Familien, in deren Besitz es sich befand, bei ihrem Übertritt zum Islam feierlich verbrannt. Bei Bruhn sahen wir noch Reste von Totenmalen: Postamente aus Steinen und Balken, die einst Holzfiguren zur Erinnerung an Verstorbene getragen hatten.

Zeugnis einer herabgesunken Kultur sind aber auch vielleicht die allgegenwärtige Unreinlichkeit und die Krankheiten dieser Menschen. Freilich waren in den abgelegenen Gegenden, die wir später durchreisten, die Verhältnisse nicht viel anders. In der Regel ist die Bevölkerung der Bergtäler zu groß für die karge Lebensgrundlage, die sie bieten, und Unterernährung, vor allem der Kinder, ist häufig.

Unser Medikamentenkoffer wurde von nun an regelmäßig beansprucht. Erster Patient war auf dem Wege nach Bruhn ein junges Mädchen, dessen Augen von einer roten Farbe entzündet waren, mit der seine Mutter es geschminkt hatte. Im weiteren waren es aber immer wieder Mangelkrankheiten, die zu kurieren waren. Unser Vorrat an Vitamintabletten und antiseptischen Salben gegen Geschwüre und schwer heilende Entzündungen reichte bald nicht mehr aus. Wir selbst blieben übrigens auf dieser Reise von Beschwerden weitgehend verschont, und das war fast ein Wunder angesichts der wenig reinlichen Speisen und Geräte, die uns täglich vorgesetzt wurden.

Am späteren Nachmittag erschien der bereits erwähnte Arzt Dr. Sardar ul-Mulk, Sohn des im südlich gelegenen Drosh lebenden Prinzen Hussam ul-Mulk, eines Bruders unseres Majors. Der freundliche und studierte Mann war Gesundheitsinspektor der Gegend und hatte sich z. Zt. einer BBC-Kameratruppe angenommen. Deren wohlorganisiertes Zeltlager befand sich etwas oberhalb jenseits des Flusses. Eingeführt durch Sardar ul-Mulk verbrachten wir einen unterhaltsamen Abend am Lagerfeuer mit den sympathischen Briten, die dabei waren, einen Fernsehfilm über die Kalash im Rahmen einer BBC-Serie zu drehen. Da sie sich bei den hohen Kosten ihrer Unternehmung keinen einzigen Ausfall durch Erkrankung leisten konnten, hatten sie sich jede Ernährung aus dem Lande versagt und alle erdenklichen vorbereiteten Speisen sowie eine komplette Kücheneinrichtung mit auf die Reise genommen.

⁵ Mit dem Ende der Regierung Bhuttos 1977 und vollends mit dem Aufkommen der Taliban ab den 90er Jahren wurde das zunehmend anders

Für den **12. September** behielten wir unser Quartier in Bruhn und wanderten am frühen Vormittag in Begleitung eines einheimischen Führers, der allerdings kein Englisch sprach, zwei Stunden weit an künstlichen Wasserläufen und urtümlichen Mühlhäusern entlang im Schatten der großen Nussbäume bis nach Shekhande, dem letzten Dorf am oberen Ende des Tales. Wir kamen durch weitere Kalash-Dörfer mit ihren grau verwitterten, reich mit Schnitzwerk verzierten Holzhäusern. Auf Obergeschosse und Dächer führten Baumstämme mit eingekerbten Stufen - Urformen der Leiter.

Shekhande liegt an einem Hügel inmitten eines weiten, landschaftlich schönen Bergtales. Über ansehnlichen Waldresten steigen im Hintergrund die schroffen westlichen Gebirgswände auf, in denen sich das obere Bumboret-Tal verliert. Irgendwo dort oben hindurch führt der dann und wann noch begangene Pass ins afghanische Nuristan, das derzeit übrigens auf legalem Wege auch von Kabul aus für Fremde unerreichbar ist.

Wir hatten von Forellen gehört, die es hier oben geben sollte. In der Tat wurden wir zu einer gut instand gehaltenen staatlichen Forellenzuchtanlage geführt, in deren überdachten Becken es von den schönsten Exemplaren wimmelte. Sie sollten in den Wasserläufen der Umgebung ausgesetzt werde. Aber der zuständige Verwalter war selbst mit stattlichen Geldscheinen nicht zu bewegen, ein paar Fische herauszurücken. Wir fanden soviel Unbestechlichkeit bemerkenswert - und ärgerlich. Auch Verhandlungen um eines der herumlaufenden Hühner zerschlugen sich. Von irgendwo weit aus dem Dorf brachte man uns aber schließlich eine Art Rührei, in Butterfett schwimmend, und wieder jene kaum weniger fette, fade Paratha⁶.

Unter Mittag belebte sich unversehens die Szene mit dem ebenfalls eintreffenden BBC-Team und einer großen Menge Kalash-Männer, die sich zu Filmzwecken mit Pfeil und Bogen ausgestattet hatten. Als bald fand ein munteres Zielschießen statt. Wenn immer das aufgestellte Holzgerät getroffen wurde - es hätte jeden Augenblick auch ein Kamerad sein können, denn man bewegte sich frei im Zielraum - sprang alles in die Höhe und stieß ein Triumphgeheul aus. Auch wir fanden das Schauspiel vergnüglich und fragten nicht weiter, ob es echte Folklore oder für die BBC-Leute einstudiert war.

Nach unserer Rückkehr nach Bruhn am Nachmittag wartete auf uns eine weitere Attraktion, die diesmal wir selbst bestellt hatten. Der offenbar auch sonst als Impresario fungierende Dorfpolizist hatte für eine hübsche Summe Rupien ein Dutzend Kalash-Frauen und -Mädchen zwischen 6 und 60 Jahren sowie zwei Trommelbuben aufgeboten, die uns auf einer Wiese am Fluss einen Kalash-Tanz vorführten. Es waren anspruchslose Reigenformen, die wir sahen, begleitet außer dem rhythmisch bewegten Trommelklang von einem langgezogenen einstimmigen Gesang oder vielmehr Ruf der Tanzenden, der eine einzige Tonstufe im Se-

⁶ indisches Fladenbrot

kund-abstand enthielt. Durch das Rot und Weiß des reichen Schmucks über dem Dunkelbraun der Gewänder entstand in der Bewegung ein schönes Bild. Die Gesichter der Frauen und Mädchen waren ausdrucksvoll.

Am **13. September** brachen wir in aller Frühe mit zwei neuen Trägern von Bruhn auf und zogen das Bumboret-Tal hinab. Die üppige Vegetation blieb bald hinter uns, und das Tal senkte sich immer tiefer in kahle Felswände ein. Weiter unten war der an ihrem Fuß entlang führende ausgebaute Weg in den Fluss gestürzt, und die ersten der noch näher zu beschreibenden Balkenbrücken dieser Täler waren hin- und herüber zu passieren.

Bumboret- und Rumbur River vereinigen sich in tiefen Felsschluchten. Als wir unter den hohen Wänden am Zusammenfluss der beiden Wildwasser angelangt waren, erwartete uns zu unserer freudigen Überraschung der Major aus Ayun mit Begleitern. Sie hatten eine kleine Stärkung aus Äpfeln und süßem Tee mit Milch für uns vorbereitet. Der Major wollte uns das Rumbur-Tal hinauf bis zu einem Übernachtungsplatz begleiten, selbst aber noch am selben Tage nach Ayun zurück wandern. Der lange Weg bot ihm Gelegenheit, die Bewässerungsbauten zu inspizieren, die er oberhalb von Ayun anlegen ließ. Dazu gehörte ein neuer Kanal, den man gerade hoch über uns in die Felswand sprengte.

Wir sahen hier und später die mannigfaltigsten Kanalanlagen, von viele Meilen langen größeren Bauten bis zu primitiven technischen Wunderwerken – Aquädukten aus Holz auf zerbrechlichen Baumgerüsten, mit denen die Kalash Wasser über Schluchten leiteten. Wie der Major uns erläuterte, entsprang die Anlage der größeren Kanäle früher teils der Initiative der Gemeinden selbst, teils der über sie herrschenden Familien. Die Einführung einer fremden und fernen Verwaltung habe jedoch die lokalen Kräfte lahmgelegt, so dass häufig alte Werke verfielen und neue nicht begonnen würden.

Der Weg, der durch die Rumbur-Schlucht zum bewohnten oberen Teil des Tales führt, ist oft gar nicht als solcher zu erkennen, obwohl er eine Reihe von Dörfern mit der Welt verbindet. Man kletterte über Geröll, Flusssand und Felsbrocken, so wie sie das letzte Hochwasser des Rumbur zurückgelassen hat. Immer wieder sind dabei primitiv-kunstvolle Balkenbrücken zu überqueren, ein bis zwei dutzend insgesamt, die nach jeder Wildwasserflut wieder aufgebaut werden müssen. Die einfachsten bestehen aus zwei Brettern, die von ein paar zusammengelegtem größeren Brocken auf dem Ufergeröll zu beiden Seiten getragen werden. Die größeren und komplizierteren sind oft bewundernswerte Konstruktionen. Aus mehr oder weniger hohen und schweren Stein- und Holzbauten als Widerlagern ragen Balken von beiden Seiten schräg zur Mitte des Flusses empor und tragen den Brückenbalken.

Wie und womit die in der Mitte sich begegnenden Planken der kleineren Brücken befestigt sind, sieht man sich besser nicht so genau an, sondern wappnet sich mit dem nötigen und in der Regel gerechtfertigten Vertrauen. Wir haben jedenfalls al-

le diese Brücken heil überschritten, einschließlich unserer Träger mit ihren schwierigen Lasten, und das zweimal, auf dem Hin- und auf dem Rückwege.

Eine Strecke lang begleiteten uns die in der Schlucht widerhallenden dumpfen Schläge schwerer Baumstämme, die auf ihrer Talfahrt im reißenden Wasser an die Felsen stießen. Eine handvoll Flößer begleitete sie und machte sie immer wieder flott, wenn sie festsaßen.

Dann stiegen wir auf der Zickzacklinie eines Trampelpfades über einen frischen Schutthang hoch hinauf. Die meisten Wege in diesen geologisch jungen Gebirgen sind ständig von Absturz oder Verschüttung bedroht. So sieht man gelegentlich aus der Ferne in unzugänglichen Felshängen unvermittelt ein Stück Weg, dass auf beiden Seiten im Nichts endet, einst aber eine alte Wegverbindung gewesen war.

Der Pfad führte auf die über die Schlucht ragende gemauerte Außenkante des Wasserkanals. Auf dieser schwindelnden Galerie balancierten wir etliche hundert Meter weiter - zur Linken die gähnende Schlucht, zur Rechten den mit Wasser gefüllten Kanal und dahinter die Felswand. Diese hing manchmal so tief über den Kanal, dass wir gebückt unter ihr hindurch gehen mussten. Wir fassten uns an den Händen, schauten nach Möglichkeit zur Wand hinüber und bewegten uns in einer Kette voran. Auf diesem Gang fühlten sich wohl nur unsere Träger ganz wohl.

Dann waren wir aber auch schon am oberen Ende der Schlucht angelangt, die sich allmählich in ein begrüntes und bewohntes Tal verwandelte. Einen ordentlichen Weg gab es allerdings auch jetzt nur, soweit der Fluss ihn bestehen ließ. Inzwischen ging es auf den Mittag zu, und wir mussten nach wie vor bergan marschieren. So war es allen recht, als wir nach des Majors Plan in dem unter Bäumen am Fluss gelegenen Kalash-Dorf Batet halt machten, wo es sogar ein „rest house“ gab, eine primitive Hütte mit staubigem Inneren. Wir zogen es deshalb vor, die für uns hergerichteten Charpois („Vierfüße“, d. h. bespannte Bettgestelle) auf den schattigen Rasen hinaustragen zu lassen und uns für den Rest des Tages auf ihnen auszubreiten. Die umgänglichen und hilfsbereiten Dorfleute kamen und gingen, und die Männer ließen sich zum Plaudern in unserer Nähe nieder. Ein Huhn wurde gekauft und unter allgemeiner Anteilnahme zubereitet (was deshalb zu vermerken ist, weil das Huhn nach der ursprünglichen Überlieferung der Kalash unrein ist und deshalb eigentlich nicht gegessen werden darf).

Jenseits des Flusses lag das alte Dorf Grom, in dessen Nähe sich ein Altar von „Mahandeo“ („große Gottheit“ - wie in den Anfangsworten „Mahadöh, der Gott der Erde...“ der Goetheschen Ballade) befindet, eines der wenigen noch vorhandenen Heiligtümer der Kalash. Ein junger Mann aus dem Dorf, der Englisch sprach, erzählte uns, sein Vater habe ihn nach Chitral-Stadt auf die Schule geschickt. Dort habe man eifrig versucht, ihn zum Islam zu bekehren. Er sei aber seiner Religion treu geblieben und lebe wie zuvor bei seinen Leuten. Vielleicht gibt es in diesen Tälern noch ein paar andere jüngere Kalash, die ebenso denken. Den Untergang der Welt, der sie sich verbunden fühlen, werden sie nicht aufhalten können.

Die kleinen Kalash-Mädchen, die ihre Tiere in der Nähe weideten und unsere Umgebung unablässig mit den Klängen ihrer Hirtenflöten erfüllten, zeigten keine Scheu, näher zu kommen und uns ihre Instrumente und Melodien vorzuführen. Mindestens eines oder zwei dieser Kinder waren keine schlechten Musikanten. - An den Häusern, auch den kleinen und kleinsten Vorrathshäusern, fiel die verschwenderische Verwendung von Holz aus großen alten Bäumen auf. Diese Bretter und Balken dürften bald die einzigen noch übrigen Zeugnisse des einstigen Waldreichtums dieser Gegend sein.

Armdicke Weinreben, die sich hoch in die Wipfel der Bäume schlangen, erinnerten allenthalben daran, dass es auch bei den Kalash noch immer eine Tradition der Weinbereitung gibt. Erst unter dem Einfluss des Islam sind sie - wie andere Bevölkerungsgruppen der Nordgebiete - heute dabei, dieses kulturgeschichtlich alte Erbe aufzugeben, über dessen Herkunft bei ihnen man gerne Genaueres wüsste. Besonders viele reife blaue Trauben hingen ziemlich hoch in einem Baum, und als wir verlangend danach empor blickten, kletterte ein junger Mann im Handumdrehen hinauf und pflückte uns von ihnen, soviel wir wollten.

Die laue Nacht ließ sich bequem im Freien verbringen. Vereinzelt bewegten sich Lichter wie wandernde Funken durch das Dunkel - Kienspanfackeln, die ihren Trägern den Weg erleuchteten.

Am **14. September** traten wir früh den Rückmarsch nach Ayun an. Ohne große Anstrengungen und an die Tücken des Weges bereits gewöhnt, zogen wir in der Morgenkühle das Rumbur-Tal hinab. An seinem unteren Ende wieder angelangt, setzten wir unseren Weg flussabwärts in der Schlucht des Ayun River fort, welche die gemeinsame Verlängerung der Täler von Bumboret und Rumbur darstellt. Der Ayun River fließt einige Meilen weiter unterhalb beim Dorfe Ayun in den Fluss von Chitral.

Auf dieser Strecke hatten wir allerdings noch Hindernisse zu überwinden, die uns verstehen ließen, warum der ausgebaute Weg von Ayun herauf nach Bumboret nicht durch dieses Flusstal führt. An ein, zwei Stellen bot auch der Felshang über dem Fluss keinen Raum für den Weg, so dass wir auf dem Geröll des Flussgrundes durch stark strömendes Wasser waten musste. Kameras, Kleider und Gepäck gerieten für Augenblicke in Gefahr.

Nach nochmaliger Überquerung von Balkenbrücken und eines steilen Felspfades auf dem linken Ufer erreichten wir wieder den Wasserkanal, an dem hier jedoch ein bequemer Weg entlang führte. Von seiner Höhe herab öffnete sich bald ein weiter Blick auf das wieder vor uns liegende Kunar-Tal, und gegen Mittag näherten wir uns den gepflegten Anpflanzungen von Ayun. Unverhofft trafen wir auf den Major, der uns mit seinem Sohn von unten entgegengekommen war. Er hatte uns noch weiter oben vermutet und äußerte sich anerkennend über unsere Wanderleistung. Jetzt hatten wir endgültig seine Zuneigung erobert, und wenig später

tat er uns auch kund, worauf wir schon gehofft hatten: dass er uns morgen begleiten wollte, zunächst einmal bis Mastuj.

Über Mittag waren wir in seinem behaglich eingerichteten Hause in Ayun zu Gast. Nachdem wir uns etwas ausgeruht hatten, trugen uns seine Diener ein umfangreiches Mal aus zahlreichen einheimischen Speisen auf, wie wir es so wohl-schmeckend und ansehnlich zubereitet hierzulande noch kaum genossen hatten. Auf fettes und scharf gewürztes Fleisch war in auffallender Weise verzichtet - auch dies einer der Züge, in denen die Lebensart dieses einheimischen Herren mehr an einen europäischen Landedelmann als an einen orientalischen Aristokraten erinnerte.

Der Sohn des Majors besucht das noch ganz britisch geprägte Lawrence College bei Murree und wird dann wohl ebenfalls die Offizierskarriere einschlagen. Das Gespräch nach Tisch kehrte immer wieder zu den alten, den britischen Zeiten zurück. Dass man hier der einstigen Kolonialherren mit Sympathie gedachte, war verständlich: Die Briten hatten sich der angestammten Herrschaftsverhältnisse zu bedienen gewusst.

Inzwischen wartete der PTDC-Jeep auf uns und brachte uns nachmittags wieder nach Chitral-Stadt und zum Tirich Mir View Hotel zurück. Dort trafen wir zwei jüngere amerikanische Philosophiedozenten und Bergsteiger, die soeben den Thui An von der Gilgit-Seite her überquert hatten und beeindruckt von der Großartigkeit der wenig erforschten Bergwelt der Hindu Raj-Gruppe in der Umgebung des Passes sprachen. Nach ihrer Schilderung war die über 15 km lange kritische Gletscherstrecke zwischen 3500 und 4500 m Höhe auch für Nicht-Bergsteiger durchaus zu bewältigen, wenn auch eine Übernachtung am Gletscher unvermeidbar war.

Danach wurde unser Entschluss gefasst: Wir würden auf den Shandur-Pass verzichten und über den Thui An ziehen. Der Major hatte schon angedeutet, er werde uns über den Pass begleiten.

Unterdessen wartete im Hotel ein weiterer Aspirant für das gemeinsame Abenteuer, der Brite Mike Saint Martin, ein erfahrener Gebirgswanderer. Nachdem ihm unser Vorhaben vor Wochen bekannt geworden war, hatte er vergeblich versucht, brieflich Verbindung mit uns aufzunehmen, um sich uns anschließen zu können. Wir hießen den 37-jährigen Mike ohne Zögern willkommen. Er hatte als britischer Soldat lange Jahre auf Borneo gekämpft, dann in Nepal bei den Gurkhas gedient und schließlich Nepali und Tibetisch studiert. Danach war er in den britischen Entwicklungsdienst eingetreten und z. Zt. bei einem Projekt in Peshawar tätig. Da er Nepali sprach, konnte er sich gut auf Urdu verständigen. Außerdem führte er in seinem praktisch zusammengestellten Gepäck zwei federleichte Nylonzelte mit, die wir demnächst dringend benötigen würden. Zu alledem war Mike ein Mann von unerschütterlicher Konstitution und Heiterkeit sowie ein scharfer Beobachter.

Die Straßenverhältnisse östlich des Shandur-Passes verhinderten noch immer eine Kontaktaufnahme mit dem Polizisten G. M. Baig, mit dem wir verabredet waren. Auf den Rat des Majors entschieden wir uns deshalb für den Führer Sahib Khan aus Miragram bei Mastuj. Auch dieser Mann, der lange Jahre in englischen Haushalten in Karachi und Lahore gedient hatte (und übrigens einem extrem hellhäutigen und langgesichtigen Typus angehörte, der ihn wie ein friesischer Fischer aussehen ließ), erwies sich bald als hervorragend zuverlässiger Begleiter. Ob es darum ging, Leute und Pferde zu überwachen, das Gepäck sorgfältig zu verstauen oder Zerrissenes zu flicken - Sahib Khan in seiner unauffälligen Art erledigte alles aufs beste. Er war ein frommer Moslem, und beim Nachtlager im Freien konnte man ihn unberührt von Dunkelheit und Kälte seine Gebete verrichten sehen.

Noch am selben Tage gewährte uns der Deputy Commissioner ohne weiteres Zögern das selten erteilte „permit“, das uns den Übergang über den Thui An gestattete. Bedauernd fügte er hinzu, er könne uns allerdings nicht zu Hilfe kommen, würden wir in Bergnot geraten. Er akzeptierte auch, dass wir auf Polizeibegleitung verzichteten.

Am **15. September** brachen wir gegen acht Uhr früh in zwei kleinen „Willy´s“-Jeeps nach dem etwa 110 km nördlich gelegenen Mastuj auf. Mit dem Major, Mike und Sahib Khahn waren wir inzwischen eine Gruppe von sechs Personen. In den ersten Wagen, den sechszylindrigen PTDC-Jeep neuerer Bauart, zwängten wir uns zu viert. Im zweiten Wagen, einem vierzylindrigen Veteranen, den wir zusätzlich angemietet hatten, waren die beiden Übrigen nebst sämtlichem Gepäck untergebracht, wobei auf letzterem noch ein landesüblicher „duster“ thronte, ein Kollege des Fahrers, der zu dessen Unterstützung mitfuhr.

Die oft nicht viel mehr als 2 m breite Straße, die in dem weiten Gebirgstal des Flusses von Chitral - jetzt mit dem Namen Mastuj River - an dessen Ostufer flussaufwärts führt, windet sich immer wieder in scharfen Kurven über Geröll- und Felshänge hunderte von Metern über den Fluss empor und wieder hinab. Das stützende Mauerwerk auf der Hangseite war vielfach weggebrochen und durch dürftige Balken- und Bretterkonstruktionen ersetzt. An der Bergseite hing das Gestein oft so tief herunter, dass wir im Fahren die Köpfe einziehen mussten. An solchen Stellen konnte es selbst einen Fußgänger schwindeln. Wie die meisten „jeepable roads“ in den Bergen war auch diese Straße nicht mehr als ein etwas verbreiteter Saumpfad.

Die erste größere Rast machten wir nach Bewältigung der guten Hälfte der Strecke in dem landschaftlich schön gelegenen Dorfe Reshun, wo uns der Major bereits angesagt hatte. Vor den versammelten Älteren des Dorfes wurde er als Prinz aus der angestammten Herrscherfamilie mit feierlicher Ehrerbietung und sogleich herzlicher Zuneigung begrüßt. Wie er uns erzählte, war er zuletzt vor Jahren auf einer Wahlreise in dieser Gegend gewesen, um als Unabhängiger für das Nationalparlament zu kandidieren. Ein Verwandter von ihm hatte dann aber den Sieg davongetragen.

Wir wurden gastfreundlich bewirtet. Im grünen Garten eines umbauten Anwesens bot man uns von dem hervorragenden Obst der Gegend an und reichte uns dann auf dem mit Teppichen ausgelegten Boden des angrenzenden Hauses verschiedene warme Speisen. Zuvor wurde uns aus einer verzierten Kanne Wasser über die Hände gegossen. Beim Mahle schwenkte jemand über unseren Häuptern nach alter Sitte einen Fliegenwedel. Während ringsum alles fastete, nahmen von jetzt ab doch wenigstens der Major und Sahib Khan an den gemeinsamen Mahlzeiten teil: Der Islam gestattete ihnen als Reisenden die Unterbrechung des Fastens. Eine Spende für die Moschee des Dorfes war hier und auch später unser Dank.

Hinter Reshun wurde die Straße noch um einiges ärger. Zunächst aber fuhr der Fahrer des zweiten Jeeps mitten in einem Dorf krachend in den seitlichen Graben, so dass Insassen und Gepäck in die Höhe flogen. Man stieg aus und betrachtete das Vehikel von allen Seiten: Es war nichts geschehen. Der Fahrer zuckte gleichmütig die Achseln und sagte: „Ramazan!“ Vom Fasten erschöpft war er unter Mittag schläfrig geworden und hatte für einen Augenblick die Kontrolle über den Jeep verloren. Im Gedanken an die nächsten Felskurven stimmte uns diese Erläuterung nicht froher. Es missfiel uns auch, dass als nächstes das Auto aus Brennstoffmangel stehen blieb. Der Tank war auf den letzten Tropfen leer gefahren. Als ein überflüssiges Accessoire funktionierte die Benzinuhr wohl schon seit Jahren nicht mehr. Auch dies geschah zum Glück mitten in einem Dorf und nicht am Steilhang.

An einem solchen aber und als ihr Auto gerade wieder einmal hoch über dem Tal an einem Abgrund entlang rollte, äußerten die Reisenden im zweiten Jeep die Meinung, der Fahrer solle sein pausenlos nach rückwärts mit dem auf dem Gepäck sitzenden „duster“ geführtes Gespräch doch einmal unterbrechen und sich auf den Weg konzentrieren. Aber auch diesmal gab es eine verständliche, wenn auch wenig befriedigende Erläuterung: „When I not talk, I sleep“.

Später war ein kräftig strömendes Bergwasser zu durchqueren, das sich in breiter Front über die halb zerstörte Straße ergoss. Mitten darin beugte sich der Fahrer oben vom Steuer seines mit Flut und Geröll kämpfenden Wagens hinab und schöpfte sich Wasser mit der hohlen Hand.

Dennoch war es diese Seelenruhe, welche die Leute zu ihren bewunderungswürdigen Leistungen befähigte. In der ärgsten Steilhangstrecke ließ der Fahrer des schwächeren Wagens den „duster“ zum Zeichengeben aussteigen, fuhr mit einer leichten Wendung nach außen in die Kurve hinein, stieß dann den Jeep im Rückwärtsgang bis in die nächste Kurve hinauf, fuhr dann wieder vorwärts, dann wieder rückwärts und so fort, bis er oben angelangt war.

Wirkte die Schicksalsergebenheit der Fahrer auf uns am Ende durchaus ansteckend, so protestierte westliches Technikverständnis doch bis zuletzt gegen eine Tortur, der sie ihre Motoren mit peiniger Beharrlichkeit alle paar Meilen unterwarfen: Sie ließen das kochende Wasser des Kühlers ablaufen und füllten eis-

kaltes aus dem nächsten Bach von oben nach. Was für einen durstigen Esel recht war, musste für einen Motor billig sein.

Die nächste größere Rast machten wir am späten Nachmittag in dem bereits über 2000 m hoch gelegenen Miragram, dem Dorfe Sahib Khans, wo unter hohen Bäumen, über denen die gezackten Schneegipfel der 6000 m hohen Buni Zom-Gruppe aufragten, abermals Tische mit reichlichen Speisen inmitten der versammelten Dorfgesellschaft auf uns warteten.

2 - 3 km vor Mastuj endete die Straße am Flussgebiet des vom südlich gelegenen Shandur Pass herab fließenden Laspur River, einem Nebenfluss des Mastuj River. Das Gepäck wurde ausgeladen, und die Jeeps verließen uns, um in Richtung Chitral-Stadt zurückzufahren. Ein gutes Stück weiter oberhalb führt eine größere Brücke über den Laspur River, die auch für Packpferde passierbar war. Aber die Dämmerung brach schnell herein, und für Pferde war nicht gesorgt. Wir überließen es deshalb dem zurück bleibenden Sahib Khan, sich um den Weitertransport des Gepäcks zu kümmern, und machten uns an die Überquerung des breiten und reißenden Flusses auf den zwei langen und stark schwankenden Baumstämmen einer Balkenbrücke, deren Überquerung an Nervenkitzel alles hinter sich ließ was wie im Rumbur-Tal erlebt hatten. Wer in die gurgelnden Wasser stürzte, hätte sich kaum daraus retten können. Nur Mike vermochte die Stämme, die sich zum gegenüber liegenden Ende hin verjüngten und immer heftiger nachgaben, aufrecht zu überschreiten. Wir anderen rutschten und krochen hinüber, so gut es eben ging. Wir hatten noch kleinere Flussarme und einen steilen Schutthang auf der anderen Seite des Flusstals zu überwinden, bevor wir schließlich - es war inzwischen ganz dunkel geworden - in die bebaute Umgebung von Fort Mastuj einbogen, wo wir die Nacht verbringen sollten.

Das Fort, ein Geviert aus balkenverstärkten Lehmmauern mit vier Ecktürmen, war um die Jahrhundertwende gegen aus dem Norden herab streifende Tadschiken gebaut worden und gehörte Khushwaqt ul-Mulk, einem weiteren Bruder des Majors. Der prinzliche Besitzer, seit langem beim amerikanischen Generalkonsulat in Peshawar angestellt, besuchte sein verfallenes Anwesen nur noch selten. Der Major hatte jedoch die Leute verständigt, und so war ein freundliches Quartier für uns vorbereitet.

Leitungswasser und elektrisches Licht gab es hier so wenig wie in dem ganzen Gebiet zwischen Chitral-Stadt und Gilgit, aber die Einrichtung der vernachlässigten hohen Wohnräume, in denen wir nächtigten, hatte einen Anflug von herrschaftlichem Wohnen bewahrt. Das Glanzstück war das Gästebuch aus den frühen 30-er Jahren, in dem sich unter dem Jahre 1935 die Mitglieder der deutschen Hindukusch-Expedition eingetragen hatten. Wenige Wochen alte Eintragungen stammten von den deutschen Ethnologen Prof. Jettmar und Prof. Bernhard, die wir in Gilgit wiedersehen sollten.

Während wir uns schon darauf einstellten, die Nacht ohne unser Gepäck verbringen zu müssen, wurde auf einmal alles von Männern herbeigeschafft, die Sahib

Khan trotz anbrechender Dunkelheit als Träger hatte auftreiben können. Sie hatten denselben Weg über den Fluss genommen wie wir und so auch die fatale Balkenbrücke mit unseren ungefügen Gepäckstücken ohne weiteres überwunden – aufrecht gehend, wie sie lachend bestätigten.

Den folgenden Tag, am **16. September**, erholten wir uns unter den hohen Apfelbäumen des alten Obstgartens, den das Mauergeviert von Fort Mastuj umschließt. Es herrschte vollkommene Stille. An Tischen auf dem Rasen wurden auch die Mahlzeiten eingenommen – Hühnercurry, Paratha, Spiegeleier, etwas Salat. Die großen roten Äpfel, die jeder Windstoß von den reich tragenden Bäumen ins Gras schüttelte, wurden von einem seltsamen Kretin und einer alten Frau aufgelesen, in Scheiben geschnitten und auf einem angrenzenden Lehmdach in der trockenen Septemberwärme gedörrt. Dasselbe geschah mit Aprikosen und sogar Tomaten. Nur in solcher Form, wenn überhaupt, gibt es für Obst und Früchte dieser abgelegenen Gegend einen Markt.

Mastuj liegt am Südwestende einer an die 2400 m hoch gelegenen, über 10 km langen und etwa 2 km breiten Talebene, die sich von Südwesten nach Nordosten erstreckt und der Länge nach von dem Fluss Chitrals durchströmt wird. Von hier bis zu seinem Ursprung noch 100 km weiter nordöstlich an der Nordgrenze Pakistans trägt er den Namen Yarkhun River. Tags darauf würden wir unsere Reise an seinem Lauf flussaufwärts fortsetzen.

Die Talebene von Mastuj ist mit der Außenwelt nicht nur über die am Fluss von Chitral entlangführenden Wege, sondern auch über die südlich gelegenen Pässe Shandur (Laspur-Tal) und Chumar Khan, die beide nach Gilgit führen, verbunden. Weil aber jeder Straßenanschluss fehlt, ist die verkehrsgeographisch günstige Lage von Mastuj für den Ort ohne Bedeutung: Außer ein paar Läden gibt es keinen größeren Basar und nur gerade eben eine häufig genug unterbrochene Telefonverbindung. Bei einem entwickelten Tourismus könnte Mastuj als Ausgangspunkt vieler Bergrouuten auch ein guter Standort für Hotels sein. Da es dergleichen in der abgelegenen Gegend bis auf weiteres nicht geben wird, dürfte ihr stiller Charakter noch auf lange Zeit erhalten bleiben.

Am **17. September** brachen wir früh zur Weiterreise nach Nordosten auf. Zu unserer Freude hatte der Major sich endgültig entschlossen, uns über den Pass zu begleiten. Während des Ruhetages hatte Sahib Khan, unterstützt durch die Beziehungen des Majors und seiner Familie, Leute aus Mastuj mit sieben Reit- und Packpferden angeworben, die uns bis an die Grenze des bewohnten Gebiets von Chitral unter dem Thui An begleiten wollten.

Der Major selbst ritt auf dem schönen Pferd, das sein Bruder im Fort stehen hatte. Er saß gut im Sattel, und je länger die Reise ging und je mehr ein Stoppelbart sein Gesicht verdunkelte, desto lebhafter erinnerte er an einen wahrhaften Nachfahren seines Ahnherrn Timur Lenk.

Die Pferde waren „Badakhshan-Pferde“, d. h. aus dem der pakistanischen Nordgrenze benachbarten afghanischen Badakhshan, eine kleine zähe Rasse mit stark ausgebildeter Vorderhand und verhältnismäßig schwächerer Hinterhand. Sie erwiesen sich als vorzügliche Kletterer, denen man sich beim Durchqueren von Felsstrecken und abschüssigen Bachbetten blind anvertrauen konnte. Recht schlimm erschienen uns anfangs die nur mit ein paar Lumpen gepolsterten Holzsättel, an denen der kräftige vordere Knauf zum Festhalten noch das meiste Vertrauen erweckte. Die hölzerne Härte der Sättel hatte aber dann doch den Vorteil, dass man sich kaum wund darauf sitzen konnte: Bevor es soweit kam, hatte man längst zur Wiederbelebung der erlahmten Glieder einen Gang zu Fuß eingelegt. Ohnehin zwang uns auch der Weg oft genug zum Absitzen.

Andererseits hätte außer dem unverwüstlichen Mike, der die ganze Strecke marschierte und nur sein Gepäck einem Träger anvertraute, wohl niemand von uns den Weg bis Yasin so leicht zu Fuß bewältigen können. Der reitunerfahrene Berichterstatter jedenfalls, der sich zunächst unter keinen Umständen auf das Tier setzen wollte, das sein Pferdeführer ihm allezeit vorwurfsvoll nachführte, setzte sich am zweiten Tage, vor Erschöpfung abgestumpft, dann doch in den Sattel und fand sich auch weiterhin gut darin aufgehoben.

Nach Verlassen der offenen Flussebene ritten und wanderten wir zwischen den Bäumen und Gärten des schönen Yarkhun-Tales auf bequemem Wege flussauf, den uns entgegen strömenden mergelgrauen Yarkhun River zur Linken. Hinter uns stieg über der zurückbleibenden Talebene von Mastuj die majestätische Kullisse des Buni Zom wieder herauf. Nach etwa 20 km erreichten wir unter Mittag den im Grün seiner Anpflanzungen verborgenen Flecken Brep.

Hinter diesem Ort wurde die Tallandschaft wieder unwirtlich und kahl. Auf unserem östlichen Ufer des Flusses trat der begleitende Bergzug bald so nahe an den Fluss heran, dass er Reiter und Fußwanderer vorübergehend zur Trennung zwang. Die Letzteren und die Packpferde mussten an der Felsflanke zwischen 150 und 200 m an Höhe über dem Fluss erklimmen, bevor der Weg ebenso steil zu der größeren Holzbrücke wieder hinab führte, auf der sie wenige Kilometer unterhalb des Dorfes Dizg, dem Ziel des Tages, schließlich den Fluss überschreiten konnten.

Die Reiter hatten ihn inzwischen weiter unten ein erstes Mal vergeblich zu durchqueren versucht und ritten dann auf dem jetzt trocken liegenden breiten Schotterbett des Flusses noch ein Stück aufwärts, um an einer günstiger erscheinenden Stelle zum zweiten Mal den Übergang zu wagen. Nach kritischen Augenblicken, in denen die Pferde im tiefen Wasser für ihren Kampf mit der Strömung auf dem Geröll des Grundes gerade noch genug Halt fanden, gelang die Passage. Danach traf man sich an der Brücke und zog gemeinsam weiter auf dem Westufer flussaufwärts nach dem etwa 2500 m hoch gelegenen Dizg. Das kleine Dorf liegt vom Fluss entfernt am Fuß des Felsmassivs, welches das wieder weit gewordene Yarkhun-Tal auf dieser Seite begrenzt.

Wir trafen mit Einbruch der Dämmerung an unserem Tagesziel ein. In einem von primitiven Behausungen und einer Mauer umschlossenen Garten überließen uns die freundlichen Einwohner einen geeigneten Platz für unser erstes Nachtlager im Freien. Wegen der milden Temperatur - es war hier sogar wärmer als weiter unten in der nach mehreren Himmelsrichtungen offenen Talebene von Mastuj - brauchten wir die Zelte nicht aufzuschlagen. Man kochte Tee und machte Dosengerichte aus den army rations warm. Später brachten unsere Gastgeber uns noch Hühnercurry und setzten sich im Schein einer Petroleumlampe zu uns.

Auf unsere Frage, ob wir nicht etwas von ihrer Musik hören könnten, ließen sie einen etwa 14-jährigen Jungen seine Sitar holen. Diese, eine einfache Form des bekannten Saiteninstrumentes des Subkontinents (entfernt der Laute verwandt), hatte einen sehr kleinen Klangkörper, aber den charakteristischen meterlangen Hals. Es waren nur leise Klänge, die das Instrument ertönen ließ, aber der Junge spielte gut, seine Landsleute fielen in die Lieder ein, und am Ende wagte sich ein anderer Junge sogar mit einem Tanz hervor.

Am **18. September** ritten und wanderten wir nach dem etwa 35 km entfernten Gazin, dem letzten Ort unter dem gleichnamigen Gletscher und dem Thui An. Unsere Mittagsrast hielten wir nach 20 km in Paur, wo man uns ein letztes Mal auf grünem Rasen und unter Obstbäumen mit Käse, Paratha und Äpfeln bewirtete.

Seine vor Dizg erreichte Breite behält das Yarkhun-Tal bis Paur, und der Weg bis dorthin führte uns durch eine abwechslungsreiche, bebaute Landschaft und etliche Siedlungen. In der Richtung, aus der wir gekommen waren, verschwand die schneebedeckten Buni Zom-Gruppe allmählich im Sonnendunst. Hinter Paur stiegen ringsum bald die majestätischen Hochgebirgsketten auf, die dem Hindu Raj wilde Schönheit verleihen. Durch ihre gezackten Einschnitte leuchteten Eisgipfel aus immer größerer Nähe. Das Yarkhun-Tal wurde endgültig eng und kahl. Die schwindende Vegetation behielt aber noch südlichen Charakter, und den Weg begleitete eine Art dorniger Macchia.

Mit zunehmender Höhe machten sich bei Sawatzki und dem Berichterstatter die Strapazen der Reise, insbesondere der letzten beiden Tage, bemerkbar. Sawatzki war inzwischen das anderthalbtägige Reiten im Holzsattel so leid geworden, dass er jetzt mit dem nie erlahmenden Mike zu Fuß wanderte - nicht zu seinem Besten, wie sich anderntags zeigen sollte.

Am weiteren Nachmittag langten wir gegenüber der Einmündung des vom Gazin-Gletscher nach Westen herunter fließenden Baches an, in dessen Tal der Weg zum Pass hinauf führt. Bald überquerten wir ein letztes Mal den Fluss von Chitral, Sawatzki und Mike auf einer kleineren Brücke unmittelbar gegenüber dem Gazin-Tal, wir übrigen mit den Reit- und Packpferden auf einer gerade für Pferde noch gangbaren Brücke 2 km oberhalb. Wir warfen noch einmal einen Blick den Yarkhun River hinauf nach Norden, wo sich sein Tal aus den nördlichen Ketten des Hindukusch herauswindet. An die 70 km weiter flussauf liegt der 3800 m hohe, ebenfalls ins Gilgit-Gebiet, aber auch in das afghanische Wakhan und in die

UdSSR (Tadschikistan) führende Baroghil-Pass. Das permit des Deputy Commissioners von Chitral hatte uns seine Überquerung ausdrücklich untersagt.

Ein zunehmend steiler Weg führte das Gazin-Tal hinauf. Nach einigen Kilometern erreichten wir gegen Abend das auf einem hohen Hang über dem Bach gelegene Dorf Gazin, wo es noch einmal einen geeigneten Platz im Grünen für das Nachtquartier unter freiem Himmel gab. Hier hatten wir eine Höhe von 3000 m erreicht.

Die Pferdeleute aus Mastuj empfingen ihre vereinbarte Bezahlung und machten sich mit ihren Tieren sowie dem Reitpferd des Majors aus dem Fort seines Bruders auf den Heimweg. Die Frage war, ob es gelingen würde, schon für den nächsten Morgen Ersatz aus Gazin zu bekommen. Es hieß, alle Pferde seien weiter oben in den Bergen. Sahib Khan, unterstützt von dem Major, machte sich an die Verhandlungen.

Es war um einiges frischer in dieser Höhe, und das Wasser des nahe gelegenen Baches, indem wir uns wuschen, erschien uns eiskalt. Umso mehr geschätzt wurden Feuer und wärmende Suppe, bevor man sich früh zu einer kühlen Nachtruhe legte.

Am Morgen des **19. September** war das Transportproblem gelöst: Dieselbe Zahl von Leuten und Pferden stand bereit, um uns über den Pass nach Yasin zu geleiten. Der Himmel war wie an allen vergangenen Tagen wolkenlos und die Temperaturen mit aufsteigender Sonne angenehm. Wir zogen über Felshalden und im Angesicht einer immer großartiger aufsteigenden Gebirgskulisse zum Gazin-Gletscher hinauf. Schnee- und Eismassen drängten in senkrecht sich öffnenden Schluchten zu unserem Tal herab. Hochgebirgsvegetation begann. Dabei überraschten uns größere Bestände von Birken, deren zierliche weiße Stämme und hellgrünes Laub die steinigen Hänge belebte. Wir hatten uns nicht vorgestellt, dass dieser Baum Mittel- und Nordasiens auf die Südhänge des Himalaja und bis nach Pakistan vordringt.

Nach einigen Kilometern mussten wir endgültig absitzen. Ein mühsamer Pfad führte uns über die Aufschüttungen aus grauem Material hinweg, die der Gletscher einst vor sich her geschoben hatte. Nach einiger Zeit gab zu unserer Rechten der Schutt hier und da den Blick auf ein Stück schmutzigen Eises frei: Der Gletscher war unter uns.

Die ungewohnte Höhe von inzwischen über 3500 m machte das Steigen immer anstrengender. Es ging auf den Mittag zu. Sawatzki wurde unversehens von einem bedenklichen Unwohlsein befallen. Zwar hatte der anstrengende Fußmarsch nach Gazin am Vortage seine Kräfte verbraucht, aber die Symptome - Schwindel, abnehmende Sehkraft, Absterben der Glieder - deuteten doch auf mehr als bloße Erschöpfung: Sawatzki war höhenkrank geworden. Als er sich nach erzwungener Rast wieder erheben konnte, war klar, dass die Reise für heute zu Ende war und es nur noch darum ging, möglichst schnell eine halbwegs geeignete Lagerstelle für den Rest des Tages und die Nacht zu finden.

Zu unserem Glück war der einzige dafür geeignete Platz unter den Pass nicht weit: eine mit schütterem Gras bewachsene windgeschützte Senke in etwa 4000 m Höhe, die sich seitlich am Fuß der Schuttmassen des Gletschers entlang zog. In aller Eile spannten wir eine Zeltplane auf, unter der sich Sawatzki, vor der Hochgebirgssonne geschützt, weiter ausruhen konnte. Dank reichlicher Gaben von Traubenzucker erholte er sich. Ein großer Topf mit einem stärkenden Schokoladengeränk⁷, im Windschatten von Felsen heiß gemacht, tat ein übriges.

Danach hatten wir Zeit, die drei Zelte aufzubauen und uns ein wenig in der Umgebung umzusehen. Dabei zeigte sich, dass außer Mike natürlich auch der Major über die geeignete Konstitution für diese Höhe verfügte. Mit seiner Flinte bewaffnet, streifte er bis weit zur Passhöhe hinauf und hielt nach Jagdbarem Ausschau. Wir anderen ließen die drohende Großartigkeit der Gipfel und Gletscher ringsum aus der Umgebung des Zeltplatzes auf uns wirken, wo sich zwischen den Steinen der geschützten Senke zugleich die farbenreichste Hochgebirgsflora ausbreitete.

Die eisige Nacht verbrachten unsere Begleiter, so mangelhaft mit Kleidung und Decken ausgerüstet wie sie waren, mit gleichmütiger Unempfindlichkeit im Freien. Wir übrigen schliefen in unseren Zelten nicht ganz ungestört. Immer wieder war über uns ein prasselndes Donnern und Rollen zu hören. Die Ursache mussten abstürzende Schnee- und Eismassen sein. Am folgenden Morgen konnten wir in den Gletscherschluchten zwischen den Gipfeln solche Abbrüche mit eigenen Augen beobachten.

In dieser Nacht ließ uns eilig über den Himmel wanderndes Gewölk daran denken, dass wir auch Ungewissheiten des Wetters zu fürchten hatten, hier oben mehr als irgendwo sonst. Der gleichbleibend wolkenlose Himmel seit unserer Landung in Chitral hatte uns sozusagen das Wetter vergessen lassen. Eine Weile lang warf der Nachtwind knisternde Schneeflocken über die Zelte.

Der frostige Morgen des **20. September** gab vorerst zu keinen weiteren Sorgen Anlass. Es schienen nur sich auflösende Frühnebel zu sein, die hier und da die Gipfel umwölkten. Bald tauchte die Sonne die ersten Spitzen in eine fahle Ockerfarbe, die allmählich auch zu dem dämmrigen Gletschertal hinabwanderte, über dessen leicht überfrorenen Schottergrund wir um sieben Uhr früh den Marsch zu der noch um 500 m höher gelegenen Höhe des Thui-Passes antraten.

Sawatzkis Befinden war befriedigend. Man durfte hoffen, er werde diesen letzten Gewinn an Höhe ohne nochmaligen Anfall der Höhenkrankheit bewältigen. Es ließ sich auch einrichten, dass er den Großteil der Strecke zu Pferde sitzen konnte.

Nach etwa einer Stunde waren wir am Fuß der eigentlichen Passhöhe angelangt. Ein steiler Hang aus feinem grauschwarzen Schutt, über den ein mühsamer Zickzack-Pfad nach oben führte, erstreckte sich endlos in den Himmel. Menschen und

⁷ Ich erinnere mich, dass es Ovomaltine war.

Pferde bewegten sich schwer atmend und einen Fuß vor den anderen setzend bergan. Dennoch erreichten wir ohne Zwischenfall die Passhöhe. Das letzte Stück war sanfter geneigt, und der ersehnte Augenblick war gekommen, als die Reiter aufsaßen und in die ihnen von Osten entgegenleuchtende Morgensonne über die Höhe des Thui An hinein ritten. Die etwa 4500 m hohe Scheitellinie dieses eindrucksvollen Hochgebirgspasses wird von einem ausgeprägten Grat gebildet, der sich von den beiden Gipfeln zur Rechten und zur Linken des Thui An herunter senkt. Sie scheidet die Gebiete von Chitral und Gilgit und ist, wenn man will, auch eine Grenze zwischen einer noch nach Afghanistan und Persien orientierten Region und dem zum indischen Subkontinent gehörenden Kaschmir. Nach Westen hin wird das Gebirgsland vom Hindukusch beherrscht, nach Osten gehen die Gebirge allmählich in den Karakorum über.

Aus unserem Rücken blies ein kräftiger kalter Wind über den Pass. Wir überschritten deshalb schnell den Grat und rasteten, an den jenseitigen Hang gelehnt, in der warmen Sonne. Es war etwa gegen neun Uhr. Sahib Khan verteilte Äpfel und gedörrtes Obst aus einem mitgeführten Vorrat.

Die gesamte Welt der aus der Tiefe des Hindu Raj zu unserer Linken heran drängenden Siebentausender war bisher, so hatten uns die beiden Amerikaner in Chitral-Stadt erzählt, kaum von Bergsteigern durchforscht. Zu unseren Füßen, am unteren Ende der Passhöhe, nahmen ein tiefes Tal und der seine Sohle anfüllende Aghost Bar-Gletscher ihren Anfang und verloren sich weit unten im Schatten der begleitenden Gebirgszüge. An dem über 10 km langen Gletscher und von seinem Ende bei dem Platz Sholtali weiter abwärts an dem aus ihm entspringenden Thui-Bach entlang würden wir unseren Weg ins Gilgit-Gebiet nehmen. Der Entfernung nach sollte es nicht schwer sein, das Ende des Aghost Bar-Gletschers bis zum Nachmittag zu erreichen.

Erleichtert, die Passhöhe hinter uns zu haben, eilten wir den Pfad auf ihrer Ostseite hinab, die von einem gleich steilen und langen Schutthang gebildet wurde, wie wir ihn auf der Westseite erklommen hatten. Bald waren wir am Fuß der Passhöhe angelangt und hatten mehrere hundert Meter Höhe hinter uns gebracht. Die schnelle Überwindung des Höhenunterschiedes führte freilich dazu, dass zuerst Sawatzki und dann auch der Berichterstatter von zunehmenden Kopfschmerzen heimgesucht wurden. Wir erreichten das schneebedeckte oberste Ende des Gletschers und machten kurze Rast. Die warme Sonne ließ die umgebenden Hänge, die bereits dicht mit Gras und blühendem Kraut bedeckt waren, in einem bräunlichen Grün und im Rot von Blüten leuchten.

Ein felsiger Weg am Berghang über der linken Flanke des Gletschers führte uns allmählich weiter bergab. Nach zwei, drei Kilometern schien sich der Weg geradeaus im Geröll zu verlieren. Eine Fortsetzung führte jedoch zu dem einige hundert Meter breiten Gletscher hinab und scheinbar auf seine andere Seite hinüber. Sahib Khan und ich setzten den Marsch am Rand entlang fort und hielten uns an gelegentliche Spuren im Geröll. Die anderen folgten dem Pfad in die Eis- und Geröllmassen des Gletschers. Man verlor sich aus den Augen, traf aber nach genau-

mer Zeit zur beiderseitigen Erleichterung mitten auf dem Gletscher wieder zusammen. Weder an seinem rechten noch an seinem linken Rand entlang, wo der Pfad nach unserer Karte weiterführen sollte, gab es irgendeinen Weg, zumal weitere Gletschermassen aus seitlichen Schluchten in die Flanke unseres Gletschers hineinstießen. Grünlich leuchtende Spalten im Eis von bedrohlicher Breite und Tiefe, die gerade nach den Seiten des Gletschers hin auftraten, zwangen uns, seiner Mitte zu folgen. Mit dem beklemmenden Gefühl, den Tücken des Eises ausgeliefert zu sein, zogen wir über den Rücken des Gletschers weiter hinab und folgten ihm in die unwirtliche Tiefe des Tales. Glücklicherweise war die leicht im Tauen begriffene Oberfläche des mit Geröll durchsetzten Eises unter unseren Füßen nicht mit Schnee bedeckt, so dass wir alle Eisspalten rechtzeitig wahrnahmen. Zu unserer Beruhigung bemerkten wir auch, dass die anfangs weit zurückgebliebene Karawane unserer Packpferde uns in der Ferne folgte.

Es war Mittagszeit, aber der Himmel trübte sich allmählich ein, und ein kalter Wind begann aus der Richtung des Passes in unserem Rücken zu wehen. Sawatzki und der Berichterstatter litten unter beträchtlicher Erschöpfung und Kopfschmerzen. Unsere Medikamente befanden sich bei den Packpferden.

Unmerklich verlor sich jedoch das Eis in den Geröllmassen, die das Ende des Gletschers angekündigten. Nach einem zermürbenden Marsch talab und talauf über das aufgehäufte Gestein langten wir gegen vier Uhr nachmittags in dem etwa 3500 m hoch gelegenen Sholtali an.

Das für diesen Platz auf der Karte eingezeichnete einzige Haus war eine Felsgrotte, in der Einheimische, die in umgekehrter Richtung über den Pass ziehen wollten, und dann auch unsere mit den Pferden eintreffenden Leute Schutz vor dem kräftig anschwellenden Winde suchten. Der Himmel war grau geworden. Bald sah es auch nach Regen aus. Vor der schnell aufkommenden Dämmerung bauten wir auf leidlich geeignetem Untergrund unweit des aus dem Gletschermund hervorschießenden Thui-Baches in dem schütterten Buschgehölz, das in dieser Höhe begann, unsere Zelte auf, aßen und tranken. Die Leute in der Grotte hatten ohne Rücksicht auf die Spärlichkeit des Holzes in der Umgebung ein sausendes Feuer entzündet und kneteten einen mächtigen Teig aus mitgeführtem Mehl, um sich ihr Fladenbrot zu backen. In der Dunkelheit setzte stärkerer Regen ein und hörte die ganze Nacht über nicht mehr auf.

Es regnete auch noch am Morgen des **21. September**. Frischer Schnee bedeckte die Höhen, und Nebel und Wolken hingen tief über die Berge herein. Sorgenvoll dachten wir an unsere Weiterreise. Gleichzeitig wurde uns bewusst, welches Glück wir am Vortage mit dem Sonnenwetter auf dem Thui An und auf dem Gletscher gehabt hatten. Wir hätten uns um keinen Tag verspäten dürfen. Umso mehr bewunderten wir einen Mann und einen Jungen aus der Gegend, die in der Grotte geruht hatten und noch in der Nacht aufbrachen, um den Pass zu überqueren - vielleicht nur für einen Besuch bei Verwandten!

Wir saßen auf und ritten, das breite Bergwasser des Thui-Baches zur Rechten, auf verhältnismäßig bequemem Wege durch das gestrüppartige Gehölz der schmalen Uferebene weiter talab. Einmal sahen wir über uns am Hang schwarze Rinder von eigentümlicher Gestalt, offenbar eine Art der in Tibet und den angrenzenden Hochländern heimischen Yaks.

Der Nieselregen ließ allmählich nach, und der Himmel klarte auf, aber es blieb kühl. Das Tal öffnete sich zu einer weiten, von großartigen Bergketten gesäumten Tallandschaft und zeigte zunehmend die Spuren menschlicher Bebauung. Insgesamt blieb jedoch der Charakter der Landschaft jenseits der Gebirgsscheide düsterer und abweisender als auf der Seite von Chitral: Wir näherten uns der Gebirgsregion des Karakorum, dessen türkischer Name nicht umsonst soviel wie „schwarzer Kies“ bedeutet. Die schweren Wolken vor den wildgezackten Gipfeln wollten nicht weichen.

Nach gut 10 km machten wir gegen Mittag bei dem etwa 3000 m hoch gelegenen Lasht Radi (?) Rast, einer kleinen Ansammlung primitiver Steinhütten, in denen ärmliche Hirten aus Yasin die Sommermonate bei ihrem Vieh verbrachten. Die scheuen Kinder in ihren dünnen Lumpen kamen näher und strahlten über den billigen Schmuck aus unserem Vorrat wie über jeden kleinen entbehrlichen Kram, den wir ihnen überließen. Wir mussten lange warten, bis die Leute - was wir nicht vermeiden konnten - außer dem üblichen heißen Tee mit Milch und Zucker (aus abschreckenden Gefäßen) die in Ziegenfett gebackenen Pfannkuchen zubereitet hatten, mit denen sie uns bewirteten. Dann kamen wieder Patienten, erst männliche, dann auch weibliche, mit Furunkeln, Verletzungen, die nicht heilen wollten, und anderen Leiden, deren Ursache vor allem der allgemeine Mangel war. Die Frauen trugen die Fes-ähnliche zylindrische Kopfbedeckung, die man hier vor allem aus dem nördlich von Gilgit gelegenen Hunza-Tal kennt. Sie war uns auch schon am im oberen Yarkhun-Tal begegnet.

Der weitere Weg talabwärts führte uns immer wieder in bebautes und bewohntes Gebiet. Nach etwa 11 km überquerten wir den Thui-Bach und zogen auf dem hohen Hang über seinem rechten Ufer durch eine geschlossene Kette von Feldern, Gärten und Siedlungen, die sich an einem parallel zu ihm angelegten Bewässerungssystem aufreiheten.

Auf dem Wege begegneten wir immer wieder Männern, die Balken transportierten. Es waren Angehörige der Ismaeli-Sekte, die auf solche Weise jeder seinen Beitrag zum Bau eines Gebetshauses leisteten. Sie folgten damit nicht zufälligerweise einer uns Europäern vertrauten Vorstellung von Gemeinsinn und gemeinschaftlicher Arbeit: Die eine Sondergruppe der Schiiten darstellenden Ismaelis, welche in der ganzen Nordregion vielerorts die Mehrheit bilden, haben sich zahlreiche vor-islamische Eigenheiten bewahrt. Prof. Jettmar erzählte uns später, dass die Ismaelis jedoch heute aus politischem Opportunismus zunehmend mit den staatsbeherrschenden Sunniten zusammengingen und sich gemeinsam mit diesen gegen die ihnen viel näher stehenden Schiiten wendeten. Sie gäben deshalb leider ihre eigenen Traditionen, wie z. B. auch die der Weinbereitung, zunehmend

auf. Unterdessen nehme übrigens der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten in den Nordgebieten ernste Formen an, wie überhaupt lokale Fehden und Gewalttaten derzeit im Anwachsen begriffen seien: Im Gegensatz zu den entmachteten einheimischen Herrscherfamilien hätten die an ihre Stelle getretenen Regierungsbehörden keine wirkliche Kontrolle über die Vorgänge in manchen Bergtälern und -dörfern.

Die Nacht verbrachten wir in dem etwa noch 2700 m hoch gelegenen Dorfe Harph. Wir fanden keinen geeigneten Zeltplatz, und da in der Nacht wieder Regen zu erwarten war, ließen wir uns nach einigem Hin und Her in zwei primitiven Behausungen unterbringen. Die eine davon, ein halb fertiger Neubau eines wohlhabenderen Einwohners mit einer reich dekorierten, aber roh gearbeiteten Holzarchitektur im Inneren (auf die man viel zu viel des kostbaren Holzes verschwendet hatte), wurde zuerst von Neugierigen und bald auch wieder von zahlreichen Patienten besucht. Bei Kerzenlicht und auf dem Boden hockend, teilte Sawatzki an Medikamenten aus, was der Inhalt seines Koffers noch hergab. Der Major und Mike saßen mit ihm in der Runde und dolmetschten. In der Erinnerung blieb ein Kleinkind in jammervollem Zustande, dessen Zehen an den von Schürfen und nässenden Stellen verkrusteten Füßchen zusammengewachsen schienen, sowie ein zum Kind gewordener Greis, den man mit einer tiefen faulenden Wunde am Bein herbeigebracht hatte. Es schien im Dorfe eine „dispensary“ zu geben, die aber wohl geschlossen war. Dass es einen Arzt für längere Zeit in diese Gegend verschlug, war kaum vorstellbar.

Am **22. September** ritten und marschierten wir morgens bei aufklarendem Wetter weiter in südöstlicher Richtung auf dem rechten Ufer des Thui-Baches an die 11 km hinab bis zu seiner Einmündung in den Yasin River. Das besiedelte Gebiet hörte allmählich wieder auf, und der Thui-Bach, anfangs noch gesäumt von den für die sonst unbewaldete Gegend charakteristischen Uferweiden und überschlanken Pappeln, trat in eine tiefe Schlucht ein, die von sandigen Ablagerungen gebildet wurde. Unser in gefährlicher Höhe darüber entlang führender Saumpfad drohte an mehreren Stellen mitsamt dem lockeren Material, das ihn trägt, in die Tiefe zu stürzen.

Am späteren Vormittag erreichten wir das untere Ende des Thui-Baches. Das weite, landschaftlich großartige Yasin-Tal zwischen im Sonnenlicht violett schimmernden Gebirgsketten und größeren Siedlungen in der Ferne tat sich vor uns auf. 12 km südlich am Yasin River flussab liegt das über einen Fahrweg erreichbare Yasin. Flussaufwärts nach Norden, über eine den Thui-Bach kurz vor seiner Einmündung in den Yasin River überspannende Brücke (die sich noch im Bau befand) führte derselbe Weg zu dem etwa 40 km weiter nördlich über den Hindu-Raj führenden Darkot-Pass, dem dritten⁸ Pass, der Chitral und Gilgit im Norden miteinander verbindet.

7 eher vierten, d. h. nach Shandur-, Chumarkhan- und Thui-Pass

Auf der Höhe der Brücke wurden wir mit unerwarteten Ehren empfangen. Gleichzeitig mit uns war von Yasin her der Sohn des Rajas mit Begleitern und einem festlich gesattelten Reitpferde eingetroffen, das sein Vater dem Botschafter zur Begrüßung und zum Geleit nach Yasin entgegen sandte. Von Mastuj aus und mithilfe einer schwierigen Telefonverbindung über den Shandur-Pass hatte der Major für unsere Ankündigung gesorgt.

Den Yasin River zur Linken, ritten und wanderten wir sodann ohne weiteren Aufenthalt durch die breiter werdende Talebene nach dem gut zwei Wegstunden entfernten Yasin, wo wir unter Mittag eintrafen. Umgeben von Bäumen und Gärten lag auf einer kleinen Anhöhe die verfallende Lehmurg der früheren Rajas, die sich der Eroberungszüge der Dogra-Herrscher von Kaschmir zu erwehren hatten. Die Nachkommen wohnten in einem bescheideneren Anwesen in der Nachbarschaft, auf dessen überdachter Gartenterrasse wir freundlich empfangen wurden.

Raja Ghulam Dastgir, Generalsekretär von Premierminister Bhuttos Pakistan People's Party für das gesamte Gebiet, war z. Zt. auf einer Kampagne für seine Partei nach Gilgit unterwegs. An seiner Stelle bewirteten uns sein Sohn und dessen Vetter, sympathische junge Offiziere.

Der Major, der selbst noch nicht hier gewesen war, wurde herzlich als Verwandter begrüßt. Die ehemals herrschenden Familien im Gilgit-Gebiet und in Chitral sind durch weitläufige Verwandtschaftsbeziehungen untereinander verbunden. Blutige Fehden, unter denen die umwohnende Bevölkerung zu leiden hatte, gab es dabei in früherer Zeit nicht zuletzt zwischen den Nachkommen einer und derselben Familie, sowie während der letzten 100 Jahre bei den Herrschern von Chitral, der Familie des Majors. (Wie Prof. Jettmar uns später erzählte, sind die Mehtars von Chitral deshalb auch bei der Bevölkerung nicht in ungetrübter Erinnerung, und ihre Nachkommen haben es entsprechend schwerer, heute von ihren Leuten als politische Vertreter gewählt zu werden.)

Unsere Gastgeber ließen auftragen, was die Frauen des Hauses - die wir im Hintergrund zu hören, aber wie immer nicht zu sehen bekamen - an reichen Speisen zubereitet hatten. Es folgten Bezahlung und Abschied unserer Begleiter aus Gazin mit ihren Pferden. Sie kehrten über den Thui An in ihr Dorf zurück. Sahib Khan blieb bei uns. Sein Weg würde, wie der des Majors, später von Gupis aus über den Shandur- oder den Chumarkhan-Pass nach Chitral zurück führen.

Nach längerem Warten traf gegen Anbruch der Dämmerung schließlich der bestellte Jeep ein, zugleich das erste Fahrzeug, das wir nach Ablauf einer Woche wieder zu Gesicht bekamen. Er beförderte erst uns selbst und mit einer zweiten Fahrt Sahib Khan mit unserem Gepäck in das etwa 23 km südöstlich an der Einmündung des Yasin River in den Ghizar- oder Gilgit River gelegene Gupis. An dem letztgenannten Fluss entlang würden wir am folgenden Tage die über 100 km Straße nach Gilgit zurücklegen. Nach Überquerung der ersten von mehreren gut gebauten Hängebrücken, die ihn in seinem weiteren Verlauf überspannen, trafen

wir bei Dunkelheit in der über dem Fluss gelegenen ländlichen Residenz des Rajas von Gupis ein.

Der siebzigjährige Raja Hussain Ali Khan, ein schöner Greis mit freundlichen Zügen, empfing uns in einen würdevollen braunen Umhang gehüllt. Der hohe Empfangsraum seines Hauses war einfach eingerichtet. Eine elektrische Lichtleitung war vor Zeiten installiert worden, aber an dem erforderlichen Generator hatte es immer gefehlt, wie uns der Sohn des Rajas erzählte, ein Mann bereits mittleren Alters.

Das freundschaftliche Gespräch kam bald auf frühere Zeiten. Die Briten hatten den Raja als jungen Mann nach kurzer Militärzeit in sein Herrscheramt eingesetzt, das er ein halbes Jahrhundert lang bekleidet hatte, bis es ihm letztlich von der pakistanischen Regierung genommen wurde. Englisch sprach er nicht. Deswegen befragt, antwortete er lächelnd, die britischen Beamten, mit denen er zu tun hatte, hätten selbst gut genug seine Sprache gesprochen. Im übrigen hätten die Engländer es gar nicht so gern gesehen, wenn einer der Seinen verstehen konnte, was sie sprachen und schrieben.

Das Gebiet von Gupis war, so berichtete er uns, mit seinen heute 15.000 Einwohnern - zum überwiegenden Teil Ismaelis - überbevölkert wie die meisten Nordgebiete. Die Ernährungsprobleme wüchsen, zumal die Leute nicht mehr einsähen, warum sie so hart arbeiten sollten wie früher. Dieselbe Klage über eine Folge zunehmender Zivilisation (und inflationsbedrohter Bargeldlöhne) hatten wir mehrfach von unserm Major vernommen.

Am nächsten Morgen, dem **23. September**, herrschte wieder wolkenloser Himmel, worauf wir gute Aussicht auf einen planmäßigen Rückflug am nächsten Tage hatten. Nach dem Frühstück verabschiedeten wir uns nicht ohne Bewegung von dem alten Raja, vor allem aber von dem Major und Sahib Khan, die nunmehr, wie schon berichtet, über den Shandur- oder den Chumarkhan-Pass nach Chitral zurückkehren wollten. Der Major schrieb uns jedoch später, dass sie durch schlechtes Wetter viele Tage lang in Gupis festgehalten wurden - ein letzter Beweis für das Wetterglück, das uns auf dieser Reise begleitet hatte.

Inzwischen stand ein zweiter Jeep bereit, und wir brachen in Richtung Gilgit auf. Die durch das abwechslungsreiche Tal auf einer Schotterstraße am rechten Ufer des Gilgit River entlang führende Fahrt war angenehm. In einem Ort begegneten wir einer fröhlichen Prozession blumengeschmückte Männer, die von einem Vorrufer ausgegebene Parolen im Chor wiederholten - eine Werbeaktion der Pakistan People's Party.

Zu Mittag erwartete uns in dem etwa 70 km von Gupis entfernten Sher Qila auf der anderen Seite des Flusses der Raja von Punial, Jam Alam, den der Botschafter bereits 1973 auf seiner Reise nach Gilgit und Baltistan besucht hatte. Jam Alam ist ein liebenswürdiger hochgewachsener Herr von mittleren Jahren mit fantasievoll nach oben geschwungenem Schnurrbart, verwegener großer Nase im iranisch

anmutenden Profil sowie mit einer elegant auf dem Haupt getragenen weißen Gilgit-Mütze. Wie zahlreiche Fotos an der Holztäfelung seines behaglichen Salons beweisen, auf denen man ihn in Schwarz-weiß und in Farbe allein sowie – bemerkenswerterweise - als liebevollen Vater mit seinen hübschen kleinen Töchtern bewundern kann, fotografieren ihn seine vielen Gäste, die als Touristen vom nahen Gilgit herüber kommen, nicht weniger gern als die hübsche Moschee aus schwarzbraunem Holz, die ein Vorfahr gebaut hat, und den alten Wehrturm.

Zur Weinernte des an Reben reichen Gebiets waren wir leider zu spät gekommen. Dafür wurde uns zum Mittagmahl, an dem übrigens wegen des Ramadan auch dieser weltmännisch-heitere Gastgeber nicht teilnahm, frischer Traubensaft gereicht.

Der Raja ist nicht vermögend und, wie er sagte, nicht einmal mehr der größte Grundbesitzer in Punial, dem einst seiner Familie gehörenden fruchtbarsten Talkessel der ganzen Gegend. Auf die Frage, ob die Einwohner heute zufriedener seien als früher unter der alten Ordnung, schwieg er vielsagend lächelnd. Jedenfalls müssen die Leute von Punial zu ihrem Verdruss heute ebenfalls mit anderen teilen: Mehr und mehr pathanische Händler nisten sich, wie der Raja erzählte, im Basar des Ortes ein und werden dank ihres Geldes dann auch zu Landbesitzern. Ähnliches über das Vordringen der Pathanen hatten wir schon in Chitral gehört.

Am Nachmittag trafen wir in Gilgit ein und stiegen im Chinar Inn ab, dem angesehensten Hotel am Platze. Hier gab es wieder elektrisches Licht (spärliches) und auf Wunsch auch Wasser zum Duschen. Insgesamt konnte diese Herberge, vor allem freilich die Beköstigung, unsere Vorfreude auf die Rückkehr nach Islamabad nur verstärken. Ihr stand übrigens jetzt nichts mehr im Wege; die Buchungen für unseren Rückflug wurden zu unserer letzten Beruhigung nach unserer Ankunft alsbald bestätigt.

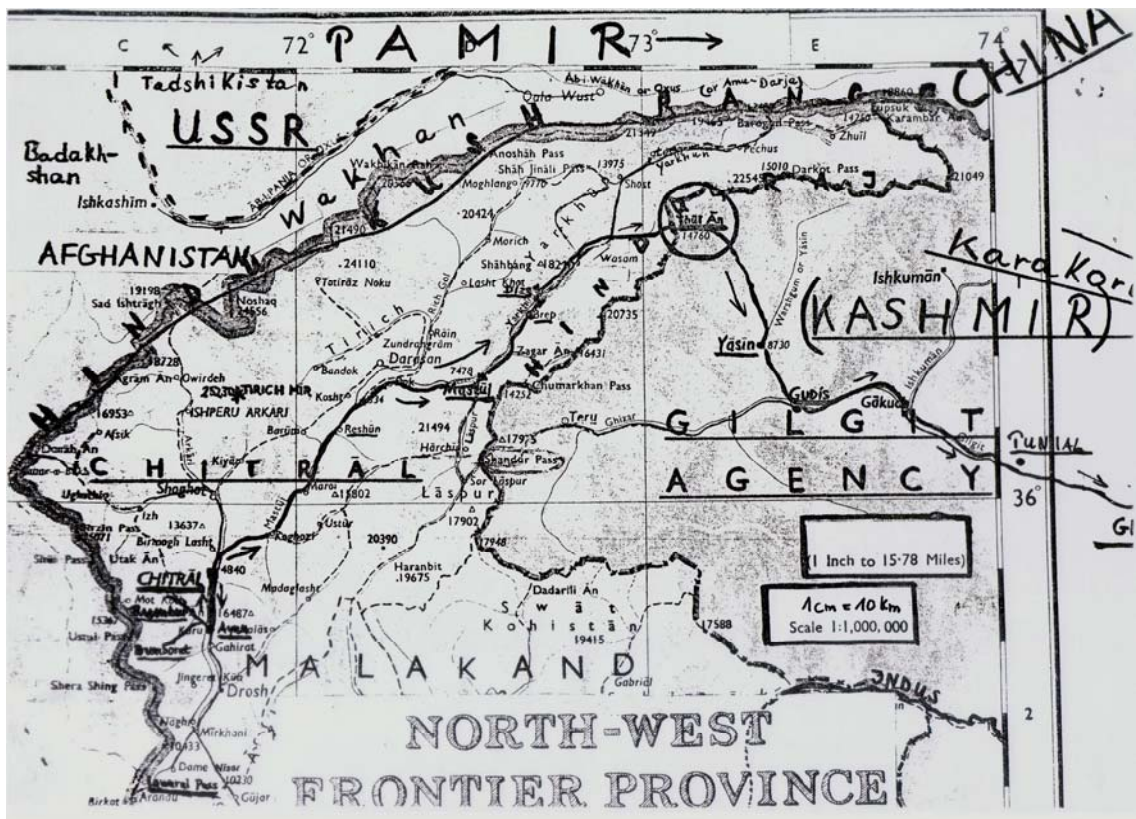
Tags zuvor waren auch die Professoren Jettmar und Bernhard - Ethnologe am Südasien-Institut der erste, Anthropologe an der Universität Mainz der zweite -, die eine Reihe von Wochen in Chitral und im Gilgit-Gebiet unterwegs gewesen waren, im Chinar Inn eingetroffen. Wir hatten uns vor ihrem und unserem Aufbruch in Islamabad gesehen und begrüßten uns herzlich. Die beiden langjährigen Kenner der Region berichteten aus einer Fülle von Beobachtungen, die sie gemacht hatten, und konnten viele unserer eigenen Eindrücke von Land und Leuten ergänzen.

Der Botschafter wurde am Abend vom Resident Commissioner von Gilgit, Khwaja Ataulah Khan, eingeladen, einem kultivierten, musikliebenden Mann. Er stammt aus einer Familie in Leh, die seit Generationen den Handel zwischen Indien und Sinkiang pflegt.

Am **24. September** traten wir um sieben Uhr früh bei wolkenlosem Himmel den dreiviertelstündigen Rückflug nach Islamabad an. Während die Fokker 27 an der Westflanke des leuchtend weißen Nanga Parbat vorbei flog, genossen wir noch

den Anblick des höchsten und schönsten Gebirgsmassivs, in dessen Nähe unsere Reise uns geführt hatte. Wenig später schwenkte die Maschine über die regenzeitlich grüne Ebene von Islamabad/Rawalpindi ein.

So endete nach 15 Tagen unsere „angenehme und bequeme Reise von Chitral nach Gilgit“. Mit dem Flugzeug allein kann man es auch in drei Stunden schaffen.



[P. GAZIOTTI - Anthropology]

SÜD-CHITRAL (Kalash-Gebiet)

1:300.000
(1cm = 3 Km)

